Nr. 178 — Jahrgang 13 | Einzelnummer 0,20 Zl. | Sonntag, den 5. August 1928

Volkswille

Anzeigenpreis: Für Anzeigen aus Polnisch-Schlesien je mm 0.12 Zloty für die achtgespaltene Zeile, außerhalb 0.15 Zlp. Anzeigen unter Text 0.60 Zlp. von außerhalb 0.80 Zlp. Bei Wiederholungen tarifliche Ermäßigung.

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Abonnement: Vierzehntägig vom 1. bis 15. 8. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kosciuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Woldemaras hofft auf friedlichen Ausgleich

Kein polnisch-litauischer Krieg — In Erwartung der Erklärung Pilsudskis — Frankreichs Interventionsmöglichkeit

Berlin. Das „Berliner Tageblatt" veröffentlicht eine Unterredung eines Sonderberichterstatters mit dem litauischen Ministerpräsidenten Woldemaras. Danach glaubt Woldemaras nicht an eine kriegerische Entwickelung des polnisch-litauischen Konfliktes. Er sieht allerdings der Legionärtagung, die am 12. August in Wilna stattfinden soll, mit einiger Besorgnis entgegen, aber er hält es nicht für ausgeschlossen, daß Pilsudskis „großes Geheimnis", das auf dieser Tagung enthüllt werden soll, auch darin bestehen könne, daß es gar kein Geheimnis gebe. Immerhin sei damit zu rechnen, daß sich Pilsudski zur Wilnafrage äußern werde. Für den Fall, daß die erwartete polnische Verfassungsänderung eine Aufwärmung des föderalistischen Gedanken und die Autonomie des Wilnagebietes bringen sollte, habe Woldemaras seine Vorbereitungen schon getroffen. Auf die Frage des Berichterstatters ob er nicht von seinem Standpunkt aus befürchte, daß ein militärischer polnisch-litauischer Konflikt lokalisiert bleiben könnte, erklärte Woldemaras, bei Beginn eines Krieges sei nie vorauszusehen, wie er sich schließlich entwickele. Er glaube aber nicht, daß es zu militärischen Verwickelungen komme. Seiner Ueberzeugung nach werde Frankreich im entscheidenden Augenblick genug Machtmittel zur Verfügung haben, um Polen zurückzuhalten. Frankreichs diplomatische Lage sei heute viel komplizierter als bei Abschluß des französisch-polnischen Militärvertrages. Entstehe ein bewaffneter russisch-polnischer Konflikt, so stehe Frankreich vor dem Dilemma, entweder den Militärvertrag mit Polen oder die Locarnobindungen und ähnliche Abmachungen zu brechen. Alles weise darauf hin, daß Frankreich seine Friedenspolitik fortzusetzen wünsche und darauf sei es zurückzuführen, daß in Frankreich niemand die Unzufriedenheit mit der unvorsichtigen Politik Pilsudskis verberge. Daraus folge jedoch nicht, daß der Druck auf Litauen im Völkerbund seitens Frankreich kleiner werden werde. Im Gegenteil die Beilegung des polnisch-litauischen Konfliktes durch Erfüllung der polnischen Wünsche sei der beste Ausweg für die französische Regierung aus ihrer verwickelten Lage. Frankreich werde deshalb aller Wahrscheinlichkeit nach Litauen zum Nachgeben zwingen wollen. Auf die weitere Frage, ob es wahr sei, das litauischerseits der Austritt aus dem Völkerbund erwogen werde, erklärte Woldemaras, diese Frage sei von der litauischen Regierung noch nicht ernstlich in Erwägung gezogen worden. Es könne jedoch der Augenblick eintreten, wo ein weiteres Verbleiben im Völkerbund nicht mit der Würde der Nation in Einklang zu bringen sei.

Polnische Flieger überm Ozean

Zum Flug nach New York gestartet

Le Bourget. Die polnischen Flieger Idzikowski und Kuballa sind Donnerstag früh 5,48 Uhr zu ihrem Ozeanflug nach Neuyork gestartet.

Die ganze Nacht hindurch waren eingehende Beratungen zwischen den Polen und den französischen Sachverständigen, vor allem mit den Leitern des Wetterdienstes gepflogen worden. Am Morgen entschloß man sich dann zum Aufstieg. Um 3,30 Uhr waren alle technischen Vorbereitungen beendet. Der Apparat wurde von den Fliegern auf den Namen „Marschall Pilsudski" getauft. Zum Abfluge hatten sich die Mitglieder der polnischen Botschaft in Paris mit dem Geschäftsträger Frankowksi an der Spitze, sowie der Kabinettschef des französischen Handelsministers, zahlreiche Landsleute der Ozeanflieger und einige der bekanntesten französischen Piloten eingefunden. Trotz seinem erheblichen Gewicht kam der Apparat außerordentlich schnell vom Boden los und war in wenigen Minuten in nordwestlicher Richtung am Horizont verschwunden, von zwei französischen Militärflugzeugen geleitet.

*

Die beiden Piloten hatten schon seit längerer Zeit eine Ozeanüberquerung vorbereitet. Zuletzt hatte es noch Unstimmigkeiten mit den Franzosen gegeben, von denen die Forderung gestellt wurde, daß die Polen erst abfliegen sollten, wenn französische Ozeanflieger gestartet wären. Diese französisch-polnische Konkurrenz scheint aber nun beseitigt zu sein. Das Unternehmen der beiden polnischen Piloten wird von der polnischen Regierung finanziert.

Sie verwenden zu ihrem Fluge einen großen Doppeldecker polnischen Fabrikats mit einem Aktionsradius von 7800 Kilometer und einer mittleren Geschwindigkeit von 160 Kilometer in der Stunde. Der Apparat ist mit einem Motor von 650 PS. ausgestattet und ist mit acht Benzintanks zur Aufnahme von über 6000 Liter Benzin versehen. Diese Benzintanks können bei einer Notlandung auf dem Wasser automatisch entleert werden und dienen dann dem Flugzeug als Schwimmer. Eine Funkeinrichtung befindet sich nicht an Bord. Die Flieger haben zunächst Kurs auf die Azoren genommen, von wo sie wenn möglich, ohne Landung nach Neuyork weiter fliegen wollen. Sie glauben, daß sie in etwa 40 Stunden in Neuyork landen können. Als Proviant haben die Flieger zwei gebratene Hühner, sechs Flaschen Champagner, Schokolade und kalten Kaffee mitgenommen. In der Führung des Flugzeuges, dessen Doppelsteuer eine Bedienung von beiden Sitzen ermöglicht, werden sich die Piloten abwechseln.

Hoesch bei Briand

Paris. Die Unterhaltungen des deutschen Botschafters von Hoesch mit Briand und Berthelot am Mittwoch und Donnerstag haben sich, wie jetzt bekannt wird, u. a. auch auf die sog. Landauer Affäre bezogen. Man dürfte in der Annahme nicht fehlgehen, daß durch diese Besprechung die Angelegenheit nunmehr entgiftet ist und daß sich hoffentlich bald eine für beide Teile annehmbare Lösung wird finden lassen. Wie weiterhin verlautet, sind in der Unterhaltung zwischen von Hoesch und Briand zahlreiche Fragen berührt worden, die auf der kommenden Völkerbundstagung zur Verhandlung kommen werden, wozu auch die polnisch-litauische Frage gehören dürfte.

Die Internationale tagt

Sitzung der Exekutive.

Brüssel. Die Exekutive der Arbeiterinternationale hielt am Donnerstag im Volkshaus eine Sitzung ab, die sich mit Verwaltungsfragen und der Vorbereitung des am Sonntag beginnenden Internationalen Sozialistenkongresses befaßte. Anwesend waren Henderson-England (Präsident), Crispien-Deutschland, Bracke-Frankreich, Modigliani-Italien, Bauer-Oesterreich, de Brouckere-Belgien, Vliegen-Holland, Möller-Schweden, Abramowitsch-Rußland, Sekretär Adler und Kassierer Van Roosbroeck.

Amerikanische Gesandtschaft in Nanking?

Berlin. Die Berliner Blätter geben eine Meldung der Agentur Indopacifique aus Tokio wieder, nach der die Vereinigten Staaten abgesehen von dem kürzlich unterzeichneten Handelsvertrage beabsichtigen sollen, auf das Regime der Exterritorialität zu verzichten und in Nanking eine Gesandtschaft zu errichten.

Zusammenkunft der fünf Seemächte

Paris. Nach in Paris vorliegenden Mitteilungen, beabsichtigt die Regierung der Vereinigten Staaten, das englisch-französische Flottenabkommen nur als Unterlage für eine neue Erörterung anzunehmen und gleichzeitig die Zusammenkunft der fünf großen Seemächte, England, Japan, Vereinigte Staaten, Frankreich und Italien, noch vor der Genfer vorbereitenden Abrüstungskonferenz anzuberaumen, um zu dem französisch-englischen Abkommen Stellung zu nehmen.

Keine Erörterung der Räumungsfrage

London. Der Pariser Korrespondent der „Morningpost" erfährt von maßgebender Seite, daß Staatssekretär Kellogg vom Quay d'Orsay die Versicherung erhalten hat, daß während seines Aufenthaltes in Paris anläßlich der Unterzeichnung des Kriegsverzichtspaktes keine anderen Fragen angeschnitten werden dürfen. Erst auf Grund dieser Versicherungen habe Kellogg die Einladung nach Paris angenommen. Diese Bindung gegenüber den Amerikanern, die Reparations- und Schuldenfrage nicht anzuschneiden, wird, wie der Korrespondent glaubt dazu führen, daß man auch mit dem deutschen Außenminister die Erörterung anderer weitgehender Fragen vermeide.

Holowko reist nach Paris

Warschau. Der Leiter der Ostabteilung im polnischen Außenministerium, Ministerialrat Holowko, ist am Donnerstag aus Wilna zurückgekehrt und hat sich noch mit dem Nachtschnellzug nach Paris begeben.

Die Internationale soll die Menschheit sein!

Unter ganz anderen Voraussetzungen als in Hamburg, tritt am 5. August in Brüssel der dritte Internationale Sozialistische Arbeiterkongreß zusammen. Die Welt hat sich seit jenem Wiederbelebungstage der Internationale nicht zum Vorteil der Arbeiterklasse geändert, der Kapitalismus hat die Tage des Schreckens, des Umsturzes überwunden, verschwunden sind die nationalistischen Nachwirkungen des Kapitalismus, er ist nicht nur konsolidiert, sondern geht auch seit Jahren schon zur Offensive über. Diese Tatsache muß festgestellt werden, um vom Ausgang des Kongresses nicht enttäuscht zu werden. Das Programm der dritten Tagung der Internationale ist hier von berufener Feder, vom Genossen Stroebel, in seiner ganzen Bedeutung genügend gewüridgt worden, so daß wir uns mehr unseren häuslichen Verhältnissen zuwenden können. Denn darüber sind wir uns Sozialisten wohl alle klar, daß alle großen Probleme — ob Abrüstung oder Kolonialfragen — nur dann in unserem Sinne gelöst werden, wenn wir die Herrschaft des Kapitalismus durch Ablösung durch den Sozialismus antreten können, wenn die geistigen, politischen und wirtschaftlichen Voraussetzungen dazu geschaffen werden. Und es liegt nicht an den kleinen Ländern, sondern an den führenden Industriestaaten, daß dort die Arbeiterschaft politisch ans Ruder kommt, wenn die Voraussetzungen zur Uebernahme der Staatsmacht gegeben sind. Und auch bei dieser Gelegenheit sollten sich die Proletarier klar sein, daß der Sozialismus nicht durch Koalitionen mit bürgerlichen Parteien in Erfüllung gehen kann. Wohl ist die Zusammenarbeit mit Bürgerlichen in den Regierungen ein ständiges Ringen um die Vormacht der Arbeiterklasse, aber nur ein Abringen von Konzessionen für den Augenblick, als aktuelle Tagesfragen, keineswegs sozialistische Umgestaltung der heutigen bürgerlichen Gesellschaftsordnung.

Wenn die Internationale zum dritten Male zusammentritt, findet sie eine ganz andere Welt vor als in Hamburg, wo man doch noch der Ansicht war, daß die Arbeiterschaft nach den Niederlagen der Revolution bald zur Erkenntnis kommen wird, daß sie allein berufen ist, die Menschheit zu befreien. Es ist anders gekommen. Uns Sozialisten ist es nicht gelungen, die Erwartungen der breiten Massen zu befriedigen, die Ideologie des Sozialismus hat in den Nachkriegsmonaten in den Massen keinen festen Boden gefaßt, der Nationalismus konnte sich austoben und hat die ungeschulten Massen mit sich gezogen, so daß sie dem Sozialismus vorerst verloren gegangen sind. Aber die Herrschaft des Bürgertums hat sie bald wieder zurückgestoßen, wie wir dies während der Wahlen im Jahre 1928 beobachten konnten, und wir zweifeln nicht daran, daß auch noch später die Erkenntnis über die eigene Klassenlage siegen wird. Und darum darf die Internationale nicht bei den großen politischen Problemen stehen bleiben, sondern man muß sich auch mit der geistigen Vertiefung befassen, daß die wichtigste Voraussetzung zur Ueberleitung der kapitalistischen Welt in die sozialistische Gesellschaftsordnung vollzogen werden kann.

Wir haben längst das starre Dogma des Marxismus überschritten, um die Schablone auf alle Verhältnisse unter verschiedenen Voraussetzungen zu übertragen. Denn wenn es in der Marxschen Auffassung heißt, daß die Oekonomik die Entwicklung des Menschen bedingt, so sind die Wirtschaftsbedingungen in den verschiedensten Staaten eben andere und darum muß auch die sozialistische Taktik, nicht zuletzt auch die Entwicklung der Arbeiterbewegung diesen Verhältnissen angepaßt sein. Und so haben es die Kritiker des Sozialismus leicht, die Idee zu verwerfen, weil sie in den verschiedensten Staaten nicht nach ihrer Schablone, sondern nach den Wirtschaftsvoraussetzungen sich entwickelt. Man war geneigt in der Vorkriegszeit, als die deutsche Sozialdemokratie führend war, lediglich vom deutschen Sozialismus zu sprechen und auch jetzt wieder wird man anläßlich der Tagung der Internationale wieder von deutschen Einflüssen in der sozialistischen Bewegung reden. Und doch ist es heute ganz anders, die Zentren der sozialistischen Bewegung sind heute nicht mehr in Deutschland, sondern in England und Rußland zu suchen. Nur Erscheinungen in der Arbeiterbewegung, und wie in England, so wird man sich auch in Rußland, unter strenger Anwendung der marxistischen These, einzig und allein auf den wissenschaftlichen Sozialismus berufen können. Denn Kommunismus und Sozialismus sind letzten Endes ein Kampf um das das gleiche Ziel, allerdings unter den herrschenden Verhältnissen betrachtet. Trotz dieser Erkenntnis der neueren Entwicklung wird indessen niemand bestreiten können, daß in

Deutschland und Oesterreich doch der Vorkampf um die sozialistische Idee geführt wird, von hieraus die Verwirklichung betrieben werden muß. Das wollen wir zunächst festhalten.

Die Rufer im Streit gegen den Sozialismus verweisen uns nach Amerika, um zu dokumentieren, daß es dort keine sozialistische Bewegung großen Maßstabes gibt. Aber diese Kritiker vergessen ganz, daß Amerikas Arbeiter, aus aller Herren Länder zusammengetragen, doch auch keine primitiven Formen der Wirtschaftsentwicklung durchgemacht hat, zum Beispiel die Auswirkungen des Feudalismus, wie in Europa, und besonders in Rußland, gar nicht kennt. Die Demokratie, oder besser gesagt der Schein einer Demokratie, wie sie den Amerikanern seit Beginn gegeben worden ist, hat auch ihre Spuren der Arbeiterbewegung aufgeprägt, daß der Sozialismus lange Zeit aus der Sektenhaftigkeit nicht herauskommen konnte. Aber heute, wo Trusts und Verkapitalisierung ihre höchsten Formen erreichen, regt sich auch hier der sozialistische Gedanke und wir werden bald Zeugen seiner fortschreitenden Siege sein, mögen dagegen die Kritiker in Europa noch so viele Einwendungen erheben. Wir sehen den Vormarsch des Sozialismus in China, allerdings mehr in Anpassung an den Kommunismus, das wiederum mit der Bauernfrage, oder besser gesagt mit der Agrarreform, wie in Rußland, in Verbindung gebracht werden muß. In Japan hält man noch die aufstrebenden Arbeitermassen zurück, aber man hat nicht verhindern können, daß der Industrialismus der Nachkriegszeit auch hier die Arbeiterbewegung vorgetrieben hat und in Indien und den Kolonien ringt sich allmählich die Arbeiterklasse durch. So mögen denn nun die Gegner des Sozialismus weiter ihre Phrasen ob der „sieghaften" Idee des Faschismus herleiern; am Fortschritt und am Sieg des sozialistischen Gedankens vermögen sie nichts mehr zu ändern, er wird sich durchsetzen, wird seine Spitzenorganisation in der Internationale haben und so wird die Internationale die Menschheit sein. Allerdings nicht allein mit Begeisterung, sondern in intensiver Arbeit, die vollführt werden muß, Erziehung der Massen zum Sozialismus.

Im Kleinen zeigt sich der Kampf bei uns in Polen, wie schwer es ist, die Masse unter ein Banner zu einigen. Welche Schwierigkeiten mußten überwunden werden, bevor die ersten Einigungen der sozialistischen Parteien in Polen vor sich gegangen sind. Wir haben mehr denn 10 sozialistische Parteien in unserer Republik; die verschiedenen Strömungen der Kommunisten lassen wir unbeachtet, nicht weil wir ihre Bedeutung unterschätzen, sondern weil sie für unsere Internationale nicht in Frage kommen, sie sind einer anderen Welt verschrieben. Aber nur drei sozialistische Parteien Polens sind Mitglieder der Internationale, die anderen halten sich noch ihren Anschluß frei. Hat sich auch die USP. teilweise der PPS. angeschlossen, so fehlt gänzlich der Bund und verschiedene Richtungen der „Poale Zion". Es muß das Bestreben unserer Partei sein, im Verein mit der PPS. erstmals in Polen eine Internationale zu schaffen, um den großen Problemen beizutreten, die heute die Menschheit bewegen. Und wenn man uns auf die verschiedenen Splitter verweist, so muß auch hier auf die Voraussetzungen, die politischen und nationalen, in unserer Republik hingewiesen werden, die eben die verschiedensten Richtungen im polnischen Sozialismus bedingen. Und so wird auch im Laufe der Entwicklung Marxens gewaltige Idee der Vereinigung aller Proletarier siegen, die „kleine" Landesinternationale zur großen Sozialistischen Internationale werden und der Ausklang unseres Kampfesliedes Verwirklichung finden: die Internationale soll die Menschheit sein! —ll.

Bau eines 400 Meter hohen Turmes in Barcelona geplant

Paris. Wie aus Barcelona mitgeteilt wird, beabsichtigt man dort für die große Ausstellung 1929 einen 400 Meter hohen Turm zu bauen, dessen Fundament 170 Meter im Umfang betragen würde. Der Turm würde aus sieben Abteilungen bestehen; in den drei ersten würden Hotels untergebracht werden, in dem vierten ein Theater, in dem fünften ein Museum, in dem sechsten eine Bibliothek; die siebente Abteilung würde eine Funkstation aufnehmen. Der Turm, der ganz aus Eisen hergestellt wird, dürfte 12 Millionen Kilogramm wiegen.

Kein Nachgeben der kroatischen Opposition

Besorgniserregende Lage — Italienische Truppenkonzentration an der jugoslawischen Grenze

Rom. In einem ausführlichen Bericht aus Belgrad vertritt der Berichterstatter des halbamtlichen „Gironale di Italia" die Ansicht, daß die innerpolitische Lage in Südslawien stets besorgniserregender werde und erst kaum noch die Möglichkeit einer Ueberbrückung des Bruchs zwischen Agram und Belgrad glaube.

Belgrad. In der Vollsitzung der bäuerlich demokratischen Koalition am Freitag wurde, wie aus Agram gemeldet wird, mitgeteilt, daß die föderalistischen kroatischen Abgeordneten Dr. Trumbi und Dr. Pavelitsch der bäuerlich demokratischen Koalition beigetreten sind. Nach einer längeren Aussprache wurde beschlossen, daß der Geschäftsführende Ausschuß ständig zusammenbleibt. Außerdem wurde ein Propagandaausschuß von 25 Abgeordneten gewählt, der die Aufgabe hat, den Kampf der gesamten Oeffentlichkeit gegen das hegemonistische Regime in die Wege zu leiten.

In einer Geheimsitzung fand eine längere Aussprache über die etwaige Einrichtung einer Personalunion zwischen Kroatien und Serbien statt, die von den Anhängern Raditschs gefordert wird. Ein Beschluß wurde nicht gefaßt.

Italienische Truppenzusammenziehungen

Wien. Die Presse gibt eine aufsehenerregende Meldung der Belgrader „Politica" aus Susak wieder, wonach die Italiener über 100 000 Mann Truppen an der italienisch-jugoslawischen Grenze zusammenziehen sollen. Nach der Meldung befindet sich die 15. Division in der Gegend von Clana-Fiume, die 32. Triester Garnison soll sich auf dem Gebiet der Idria befinden, die 3. Alpinebrigade in Triglav und bei Tarvis. Hinzu komme die 13. Division aus Udine, die ebenfalls in der Nähe von Davis stationiert sei. Sämtliche Divisionen sollen mit Artillerie ausgerüstet sein. In Agramer Kreisen wird diese Meldung als eine Belgrader Tendenzmeldung bezeichnet, um die slowakische Opposition einzuschüchtern.





…er Mörder Obregons

Die erste Aufnahme von Juan de Leon Toral nach seinem Attentat auf General Obregon. Daß der Mörder fast einer schnellen Lynchjustiz verfallen wäre, zeigt sein verschwollenes Gesicht mit den deutlichen Spuren von Mißhandlungen, die Obregons wütende Begleitung gegen den Attentäter richtete. — Rechts: Die Zeichnung, die der Mörder von dem General Obregon unmittelbar vor dem Attentat anfertigte, nachdem er als angeblicher Pressezeichner sich Zutritt verschafft hatte.

Die Untersuchung gegen den Mörder Obregons

Neuyork. Nach einer Meldung aus Mexiko Stadt ist der Oberstaatsanwalt Nieto der Ansicht, daß der Mörder Obregons Toral Mitglied der unter dem Namen „Villa de Guadalupe" bekannten Terroristenbande ist. Unter den Beschuldigten befindet sich auch die Aebtissin Concepcion. Der ebenfalls verhaftete Castro, wird beschuldigt, im vergangenen Mai in der Abgeordnetenkammer Bomben geworfen zu haben. Die bisherigen Aussagen der Verhafteten lassen darauf schließen, daß die geistigen Urheber sich noch in Freiheit befinden. Die Untersuchung gegen die Gefangenen und Zeugen wird noch etwa 10 Tage in Anspruch nehmen.

Erst dann wird der Prozeß gegen Toral eröffnet werden.

Einem Vertreter der „Herald Tribune" erklärte Präsident Calles, daß der Arbeitsminister Morones an dem Tod Obregons unschuldig sei. Er bedauerte ferner, daß kirchliche Fragen in die Angelegenheit einbezogen worden seien. Zum Schluß wies er noch einmal ausdrücklich darauf hin, daß er über die gesetzmäßige Amtszeit hinaus nicht auf dem Posten des Präsidenten zu bleiben gedenke.

Immer noch Suche nach Amundsen

Stockholm. Hier sind Berichte des zweiten Kommandanten des russischen Eisbrechers „Malygin", des Professors Wiese, bekannt geworden, die auch in Moskau erstattet worden sind. Wiese erklärt, daß Amundsen und seine Begleiter noch am Leben sein müßten. Amundsen sei imstande, sich ein Jahr lang zu halten und dort, wo er vermutlich notgelandet sei, sei ein Reichtum an Bären und Renntieren vorhanden.

Das Mitglied der „Italia"-Mannschaft, Mariano, traf gestern früh hier ein. Er wurde in ein Krankenhaus gebracht und wird in den nächsten Tagen operiert werden. Sein Zustand ist im allgemeinen zufriedenstellend. Er dürfte in etwa 20 Tagen die Weiterreise nach Rom antreten können. Gerüchte, die behaupten, daß ihm auch das rechte Bein amputiert worden sei, entsprechen nicht den Tatsachen.

Mussolini untersucht die Italia-Katastrophe

Rom. Mussolini empfing am Freitag morgen nach seiner Rückkehr nach Rom den Luftfahrtunterstaatssekretär Sirian zur Berichterstattung über das Italiaunternehmen und seinen unglücklichen Verlauf. Zunächst wurde Zappis Bericht besprochen.

Louba der Spieler

Roman von Edgar Wallace.

48)

„Nein, natürlich nicht. Wenn er irgendwoanders gewesen wäre, dann hätten wir Ihnen ja zugerufen. Wenn Miller nicht in den Weg gekommen wäre, hätten wir ihn gefaßt."

„Die Glocke hat Miller wohl auf den Plan gebracht?"

„Ja, das war's ja. Wir waren ja alle so erpicht darauf, ihn festzunehmen, daß wir uns gegenseitig im Wege waren."

„Haben Sie ihn denn gesehen?"

„Ich sah seinen Rücken -- ein schwerer Mensch, etwas rundlich, weiche Formen, ohne Mantel. Aber er hatte einen Hut auf. Wenn ich daran denke, daß er die ganze Zeit über hier im Zimmer war!"

„Sie halten ihn also für den Richtigen. Aber wie konnte er denn von außen in Loubas Wohnung gelangen, wo doch das Fenster geschlossen war?"

„Weiß ich's?" gab Trainor kurz angebunden zurück. Aber er überlegte sich, ob nicht Miller etwa die Verfolgung da Costas weniger unabsichtlich behindert hatte, als er sich den Anschein gab. Denn als Tatsache blieb bestehen: Wenn der Mörder einen Komplizen in der Wohnung gehabt hatte, dann konnte dieser Komplize kein anderer als Miller sein.

Trainor schluckte seinen Aerger hinunter und nahm die Durchsuchung der Wohnung wieder auf. Einer der Gegenstände, die er untersuchte, war der Briefkasten. Es befanden sich zwar keine Briefe darin, dafür fühlten seine über den Boden hingleitenden Fingerspitzen aber keineswegs eine glatte Oberfläche. Er nahm die Hand heraus und preßte dabei die Finger zusammen.

„Brotkrumen!" sagte er und ließ die kleinen Brocken in die Handfläche der anderen Hand fallen.

„Er hat also Lebensmittel durch den Briefkasten zugesteckt bekommen, was?" fragte Dr. Warden.

„Es sieht so aus. Aber warum durch den Briefkasten?"

Miller war durch das Fenster hereingekommen und schaute sich neugierig im Zimmer um.

„Der kleine Mann weiß darüber Bescheid," sagte Trainor. „Den haben wir wenigstens sicher."

„Haben Sie ihn heute morgen schon aufgesucht?"

„Nein, ich gehe aber jetzt zu ihm hin." Er wandte sich an Miller. „Sie sind noch nicht zurück?"

„Nein, Herr Inspektor. Uebrigens werden sie ihn an einem Tag wie heute nie fangen.

„Wir hätten ihn gefangen, wenn Sie nicht dazwischen gekommen wären,"

„Ja, Herr Inspektor," sagte nun Miller, sich verteidigend, „wenn ich im Zimmer geblieben wäre und nicht versucht hätte, den Mann auf der Feuertreppe aufzuhalten, dann hätten Sie wieder etwas auszusetzen gehabt. Wenn jemand von unten heraufgewollt hätte, dann hätte ich den Betreffenden bestimmt gefaßt. Wie konnte ich wissen, daß er dorther kam, wo Sie selbst waren? Außerdem wäre ich hinter ihm her, wenn Sie beide mich nicht beinahe die Treppe heruntergeworfen hätten." Er sagte das mit einer ausgemacht gekränkten Miene.

„Er hat ganz recht," stimmte Dr. Warden bei.

„Ich werfe Ihnen nichts vor, Miller," sagte Trainor beschwichtigend, „aber es ist aufreizend, wenn man ihn auf diese Weise entkommen lassen muß."

„Ja, das glaube ich schon," gab Miller zu, und schaute sich wieder in der Wohnung um. „So, hier hat er also die ganze Zeit gehaust!" murmelte er.

„Wer?" fragte Trainor prompt.

„Nun, der Mörder natürlich," versetzte Miller, und der Detektiv wandte sich mit einem enttäuschten Blick ab.

Dr. Warden betrachtete Miller voller Verwunderung.

Kapitel 25.

Der Mann, der Louba verfolgte.

Nach seiner mißglückten Teilnahme am Festnahmeversuch da Costas begab sich Dr. Warden in seinen Klub, wo sich bald darauf auch Hurley Brown einfand. Browns Gesicht war düster, seine Miene die eines Menschen, der sich mit müßigen Grübeleien herumschleppt. Er sah Warden und kam langsam zu ihm herüber.

„Ich fürchte, Sie hatten kein Glück," sagte Dr. Warden. „. . . in Ihrer selbstgestellten Aufgabe."

Hurley Brown gab keine Antwort, nur seine Lippen zogen sich ein wenig zusammen.

„Na, Sie sind nicht der einzige Mensch, dem der Nebel einen Streich gespielt hat," fuhr der Doktor tröstend fort. „Trainor hat den Veitstanz vor Aerger."

„Warum?"

Brown sah neugierig auf.

„Ich habe bei einem kleinen Hauseinbruch geholfen und mich an einer Menschenjagd beteiligt, wie sie nicht sein soll. Trainor war heute morgen in da Costas Wohnung, und jemand, er glaubt, es sei da Costa gewesen, machte sich davon und entwischte ihm."

„War es denn da Costa?" fragte Brown schnell.

„Ich kenne ihn ja gar nicht."

„War es jemand, den Sie kannten?"

„Bestimmt nicht, soweit ich das sagen kann," versetzte Warden und betrachtete ihn mit einiger Ueberraschung. Hurley Brown wich seinem Blick aus.

„Und ist er davongekommen?"

„Ja. Trainor hofft allerdings, ein paar Auskünfte von einem Mann zu bekommen, den er gestern abend anhielt."

„Wo anhielt?"

„In Braymore House. Er kam aus der Richtung von da Costas Wohnung und hatte etwas bei sich, was angeblich aus der Metalltruhe in Loubas Zimmer stammt."

„Davon habe ich noch gar nichts gehört. Wer ist der Mann?"

„Ein Mann mit Namen Weldrake; ein Mensch, den sowohl Fräulein Martin wie Leamington in der Mordnacht vor Braymore House sahen."

„Also nicht Charlie?"

„Nein, nein."

Brown biß sich auf die Lippen.

„Weldrake, sagten Sie?" fragte er. „Ich kannte einmal einen Mann dieses Namens, es ist aber schon lange her, und es kann wohl nicht gut derselbe sein. Hat Trainor von ihm eine Aussage bekommen?"

„Nicht besonders viel. Er ist eben hingefahren, um zu sehen, ob er noch etwas aus ihm herausholen kann."

„Ich fahre auch hin."

Er wandte sich zum Gehen, da hielt ihn Warden noch einmal an.

„Der Weldrake, den Sie kannten, stand wohl in keiner Beziehung zu Louba?"

Brown fuhr erschrocken herum, als ob ihm der Gedanke eben erst gekommen sei.

(Fortsetzung folgt.)

Polnisch-Schlesien

Trinkgeld

Man gab früher fünf oder zehn Pfennig bei einer zivilen Zeche als Trinkgeld. Man brauchte es nicht. Der Kellner hatte keinen Anspruch, mochte er nach der Kassierung auch noch so lange wartend bei dem Gast stehen bleiben. Fiel es diesem ein, nochmals das Portemonnaie aus seiner Tasche zu ziehen, gut, dann bekam der Mann etwas. Rührte sich der Gast dagegen nicht, dann mußte er schweigen und diskret verschwinden.

*

Das alles ist heute erfreulicherweise anders geworden. Die geknickte Menschenwürde des Gasthausangestellten raffte sich eines Tages auf, und die Forderung nach dem zehnprozentigen Zuschlag entstand und ward durchgesetzt.

*

Im südlichen Rußland ward schon im Jahre 1917 nach dem Sturz der zaristischen Gewalten der zehnprozentige Trinkgeldzuschlag in den vergenossenschaftlichen Gaststätten erhoben. Man denkt an Kiew, wo der Kellner lautlos und überaus höflich seinen Anteil der Zeche zuschrieb. Von dieser östlichen Welt aus trat der Trinkgeldzuschlag seinen Siegeszug nach Mittel- und Westeuropa an.

*

Heute braucht kein Kellner und keine Kellnerin (für die Frauen war der alte Zustand noch beschämender) mehr um ein paar Groschen zu betteln. Sie sind durch den obligatorischen Zuschlag in der sozialen Ringstufe gestiegen. Das Bewußtsein einer Menschenwürde ist erwacht. Kein Kleinbürger darf es heute mehr wagen, an einem Kellner die verdrängten Komplexe tyrannischer Last auszulassen.

*

Eines Tages wird das Trinkgeld überall verschwunden sein. In Resten hat es sich noch auf der Straßenbahn und auch auf der Staatsbahn erhalten. Auch hier wird es verschwinden. Wenn man den Menschen, die hier arbeiten müssen, eines Tages eine bessere Entlohnung zuteil werden läßt. Dann wird sich niemand mehr Geld schenken lassen wollen.

*

Und wenn aber doch mal ein Fahrgast, alter Gewohnheit verfallen, einem Schaffner dereinst fünf Groschen in die Hand drücken will, dann wird dieser höflich und liebenswürdig, wie etwa in Wien, wo die Menschen ja überhaupt weiter sind als in diesen Bezirken, entgegnen: „Des Fünferl steckens wieda ein. Wir nehma halt ka Trinkgeld."

Bestätigt

Orzeczenie.

Na podstawie art. 76 Rozporządzenia Prezydenta Rzeczypospolitej z dnia 10. maja 1927 roku o prawie prasowym poz. 398 Dz. U. Rz. P. I. Izba Karna Sądu Okręgowego w Katowicach poza ustną rozprawą po wysłuchaniu Prokuratora na dniu 17. lipca 1928 roku

orzekła:

Zatwierdza się zajęcie czasopisma p. t. „Volkswille" z dnia 14. lipca 1928 Nr. 158, ponieważ treść zajętego artykułu pt. „Die polnische Krise" zawiera znamiona przestępstwa z art. 1. Rozp. Prez. Rzeczypospolitej z dnia 10. maja 1927 roku poz. 399 Dz. U. Rz. P. Nr. 45 przez rozszerzanie nieprawdziwych wieści mogących wywołać niepokój publiczny i wyrządzić szkodę Państwu a mianowicie, że Marszałek Piłsudski i Minister Spraw Wojskowych udzielając wywiadu prasowego na temat komunistycznych wiadomości, jest człowiekiem anormalnym i umysłowo chorym, wobec czego zajęcie jest uzasadnione po myśli art. 73 i 38 na wstępie cytowanego rozporządzenia Prez. Rzeczypospolitej.

Zakazuje się rozpowszechnianie zajętego ustępu wyżej wyszczególnionego.

Natomiast uchyla się z powodu braku warunków ustawowych zajęcie reszty ustępów i części rzeczonego czasopisma.

Orzeczenie niniejsze doręcza się 1. Prokuratorowi, 2. Dyrekcji Policji w Katowicach, 3. wydawcy, 4. odpowiedzialnemu redaktorowi czasopisma, a nadto wywiesza się w sądzie i ogłasza w gazecie urzędowej, a zarazem nakazuje się ogłoszenie zajęcia z zachowaniem warunków art. 30 i 33 wspomnianego rozporządzenia Prezydenta Rzeczypospolitej w czasopiśmie „Volkswille".

Katowice, dnia 18. lipca 1928 roku.

Sąd Okręgowy Izba Karna dla spraw prasowych.
(— Herlinger. (—) Podolecki. (—) Dr. Niwiński.

Wypisano.
Katowice, dnia 19. lipca 1928 roku.
Sekretarz Sądu Okręgowego.

Arbeitsgemeinschaft der Eisenhütten Deutsch- und Polnisch-Oberschlesiens

Nach einer ziemlich langen Dauer haben sich beide Arbeitsgemeinschaften in Königshütte zu einer gemeinsamen Sitzung am Freitag vormittag eingefunden. Es wurde bei der Sitzung eine allgemeine Aussprache über den Achtstundentag herbeigeführt. Nachdem durch den Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft Polnisch-Oberschlesiens Kollegen Kubik die einleitenden Worte über die Notwendigkeit einer Verständigung und diesbezügliche Begrüßung ausgeführt wurde, referierte der Kollege Buchwald in kurzen Worten. Der Inhalt der Ausführungen ist dahin zusammengefaßt worden, daß die Achtstundenfrage heute international von der Arbeitsgemeinschaft herbeigewünscht wird. Verschiedene internationale Zusammenhänge der Wirtschaft verpflichten auch die Arbeitsgemeinschaft zu einer Verständigung. Die Achtstundenfrage in Polen ist heute sehr weit vorgeschritten und verlangt auch diesbezüglich einen gleichen Fortschritt in allen anderen noch nicht auf 8 Stunden übergeführten Ländern. Wenn die Zusammenarbeit zwischen den beiden so nah liegenden Teilen nicht bisher eng genug war, so muß das Verständnis geweckt werden.

Als nächster sprach der Kollege Karger über die in Deutsch-Oberschlesien bestehenden Schwierigkeiten. Ferner sprach der Kollege Lehnert, dann der Kollege der Polnischen Berufsvereinigung Kollege Aulich und Kollege Siara. Von der Arbeitsgemeinschaft Polnisch-Oberschlesiens sprach der Kollege Frank, Kubawicz und der Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft Kollege Kubik. Nach einigen Richtigstellungen des Kollegen Buchwald hatte der Vorsitzende zusammenfassend die Meinung feststellen können, daß durch die demnächst stattfindenden gemeinschaftlichen Sitzungen in dieser Frage feste Beschlüsse zur endgültigen Regelung gefaßt werden müssen und damit gleichzeitig die Frage des Achtstundentages endgültig für beide Teile ihre Erledigung finden muß.

Amerikanisches Oberschlesien

Das goldene Kalb hat von jeher auf die Menschen eine große Anziehungskraft ausgeübt und man kann es heute nicht mehr so einfach mit einem Fußtritt vom Felsen stürzen, denn es wird so viel Papier zu seinem Lobe bedruckt und so bewußt die schädliche Anwendung des Geldes mit einer Notwendigkeit als Zahlungs- und Geschäftsmittel verteidigt, daß Geist und Gewalt versagen, weil Alles künstlich ist.

Betrachtet man aber Ideen und Ideale vom Standpunkt der Käuflichkeit, so wird man nicht eben sagen können, daß der amerikanische Dollar uns Freiheit, Glück und Aufstieg bringen kann. Weit eher verkaufen wir für ein Linsengericht, das Recht der Erstgeburt Europas und wir sehen wie sich das biblische Unrecht wiederholt. Wir sehen, daß im Leben der Völker der Betrug, wenn er dem Urheber Erfolg bringt, geheiligt ist — ebenso wie der Jakobs an Esau. So sind wir denn bereits auf der niedrigen Stufe der Selbstachtung angekommen, die Knechtschaft des Dollars unter allen Umständen zu ertragen und Alles, was in diesem Zeichen geschieht, unbesehen anzubeten. Verschwunden sind die nationalen und patriotischen Phrasen, wo der Dollar rollt. Hat nur noch der Verdienst Platz — wie man hofft! Nur leider nicht immer für den, der hofft! Für den Dollar wird das Nationalgefühl verkauft, die Individualität, das Ehrgefühl, die Meinung und ganze Völker oder die eigenen Volksgenossen. Die Menschen, die von der anderen Seite kommen, werden als Halbgötter angesehen, ihre Arbeitsweise, ihre Kenntnisse und Leistungen werden verhimmelt und wenn die Leutchen selbst nicht einen wilhelmischen Ueberhebungsfimmel bekämen, so wäre das ein Wunder, aber dieses Wunder geschieht leider nicht.

Mit dem Erwerb fast aller großen poln. industriellen Werke durch die Amerikaner zieht in Poln.-Oberschlesien die sogenannte amerikanische Tüchtigkeit ein, die proportional dem Geldsack einfach selbstverständlich ist. — Also Oberschlesien den Amerikanern. Wenn zwei sich hauen, freut sich der Dritte. Die Bevölkerung Oberschlesiens zahlt die Zeche.

In hellen Scharen droht uns eine neue Invention, die der amerikanischen „Intelligenz" — dieweil die Unsrige stellenlos auf der Straße liegt oder allenfalls in kurzer Bauarbeit ausgenützt und abgebaut wird, während die „guten Leistungen" der Amerikaner zu Dauerstellungen ihrer Leute berechtigen. Mehr noch als sonst, ist natürlich die deutsche Minderheit, der deutsche Angestellte der billige Arbeitsdünger, der geschickt verbraucht wird, solange er reicht. Man sagt die Amerikaner trieben keine Politik, es ist aber ebenso gewiß, daß nie ein Angehöriger deutscher Minderheiten in einem amerikanisierten Betriebe kraft seiner Leistungen aufsteigen wird, obwohl die gleich- oder übergeordneten Amerikaner meist nur große Durchschnittsköpfe sind. Würde er es wagen zu opponieren, so würde der poln. Direktor den Abbau empfehlen; so ungefähr liegen die Zustände heute, heute wo die Oberschlesier vielfach ihre Werkswohnungen räumen müssen und rationaliert werden, damit die fremden Herrschaften Platz haben, die natürlich nicht einen einzigen Werksneubau errichten. Welche Hemmungen sollten diese Leute auch besitzen, welche Rücksichten sollten sie auf Landesgenossen nehmen, finden sie doch zunächst den jubelnden Beifall des vertrusteten Kapitals, einer höheren Verwaltungsbürokratie und der Kleinunternehmer, die Augenblicksvorteile erwarten. Wer aber schafft neue Industrien und Aufnahmestellen für Tausende, die abgebaut werden. Wo bleiben die Millionen, die diese Arbeitskräfte auf Jahrzehnte an Arbeitslohn verlieren. So sehen wir wie die nationale Arbeit zur hohlen Phrase wird, bei der die große Masse des Volkes geschoren wird. Wenn schließlich die Investierungen ihren Geschäftsgewinn zehnfach eingebracht haben, dann sind die Werke natürlich schon wieder wertlos, wertlos für Volk und Staat.

Nachdem aber Harrimann in Rußland nicht sehr viel Seide gesponnen hat und seinem Raubbau dort mit Recht auf die Finger gesehen wurde, liegt die Vermutung nahe, daß nunmehr Oberschlesien als Dorado entdeckt wurde, wo man aus Knochen Geld machen kann. Vielleicht auch denkt man sich in diesen Kreisen Oberschlesien als Aufmarschgebiet einer neuen Rüstungsindustrie gegen Rußland. Im geeigneten Augenblick würde die amerikanische Hochfinanz schon einen Abenteurer finden, der ihre Geschäfte besorgt. Solches aber sind nur Befürchtungen. Die sozialen Schäden treffen uns unmittelbar. Unsre sozialen und Arbeitsrechte werden schon heute von den Amerikanern stark mißachtet und man bewegt sich ganz ungeniert und anmaßend, weil man weiß, daß die Rechte der Schwachen am leichtesten verletzt werden können, es gehört dies zu den Segnungen amerikanischer Kultur. Im übrigen wird der Besitzlose einfach zum Bolschewisten gestempelt, sofern er gegen Unrecht aufbegehrt.

Nicht uninteressant ist die Erscheinung wie in den letzten Jahren Arbeiter und Beamte mit samt den Werken Kauf und Schacherobjekt wurden und wie sich nun die ganze Minderheitenfrage geschäftlich reguliert, Wo sind denn nun die guten deutschen Patrioten, die ihre Landesgenossen stützen wollten und wo die polnischen, die an die vielen tausend Arbeitsfamilien dächten, die rationalisiert werden, der Nationalismus fußt eben auf dem Vorteil weniger, die niemals national denken. Letzten Endes hätte doch die Bevölkerung Oberschlesiens auch ein Wort mitreden sollen und nicht Herr Kwiatkowski allein zu entscheiden, ob die Oberschlesier amerikanische Kulis werden. Erst konnte der oberschlesische Kumpel nichts werden, weil er nicht deutsch konnte, dann noch viel weniger, weil er nicht polnisch konnte und jetzt ist er reif! — Weil er nicht englisch kann! — Natürlich wird man wieder eifrig versichern, daß in den Werken keine Politik getrieben werden darf, — aber das gilt natürlich nur für Einheimische. Fast nebenbei sehen wir wie die Gesetze dem Großkapital als Schrittmacher dienen, wie die kleinen Gewerbetreibenden oder Stellenlosen geradezu Strafe zahlen müssen, wenn sie arbeiten wollen (Patentwesen) und schließlich nichts anfangen können, weil sie gleich von Anbeginn der Mittel beraubt werden. Die Amerikaner beginnen mit Steuernachlaß — Sozialem Raubbau — und der nötigen Dosis Frechheit, ein Beweis dafür, wie wenig wir die Herrn im Lande sind, für die wir uns ausgeben, wie weit das Ehrgefühl der europäischen Völker und ihre Kultur mißachtet werden kann. „Kapitalsbolschewismus!" „Kapitalistisches Recht!"

Weitere Amerikanisierung der ostoberschlesischen Industrie?

Nach polnischen Pressemeldungen haben am Donnerstag in Warschau Verhandlungen zwischen dem polnischen Handelsminister Kwiatkowski als Vertreter der polnischen Regierung und Herrn Irving Rossi als Vertreter des amerikanischen Harryman-Konzerns stattgefunden. In diesen Verhandlungen sollen vom polnischen Handelsminister ein Verzicht der polnischen Regierung auf das ihr nach Ablauf des Genfer Abkommens zustehende Liquidationsrecht für die Bismarckhütte, die Kattowitzer A.-G. und die Königs- und Laurahütte gegeben worden sein. Der polnische Ministerrat soll bereits in nächster Zeit sich mit dieser Abmachung beschäftigen und sie genehmigen.

Diese Abmachungen werden im Zusammenhang gebracht mit Verhandlungen zwischen der Bismarckhütte und der ihr angeschlossenen Werke und der Harrymangruppe, die schon seit längerer Zeit im Gange sein sollen, verschiedentlich aber immer dementiert wurden. Durch die neuerliche Abmachung des Harrymankonzerns mit der polnischen Regierung würde erst der Weg frei werden für diese direkten Verhandlungen überhaupt, da selbstverständlich Verhandlungen für die amerikanischen Kreise erst Zweck haben, wenn die nötigen Sicherheiten durch eine solche Verzichtserklärung der polnischen Regierung gegeben sind.

Inwieweit Verhandlungen überhaupt zwischen der Bismarckhütte und dem Harrymankonzern in dieser Richtung stattgefunden haben, ist nicht festzustellen. In unterrichteten Kreisen glaubt man überhaupt, daß es sich kaum um einen Verkauf der Bismarckhütte handeln könne, sondern lediglich um Anleihetransaktionen, mit denen Harryman durch gewisse Bedingungen an der Bismarckhütte interessiert wird. Alle Meldungen über einen Abschluß der Verhandlungen sind mit größter Vorsicht aufzunehmen

Die Aktienmehrheit der Bismarckhütte gehört dem deutschen Großindustriellen Flick.

Falls die Warschauer Meldungen sich als richtig bestätigen sollten, ist mit einer weiteren Polonisierung der ostoberschlesischen Industrie zu rechnen, da nach den Mitteilungen der polnischen Presse der Harryman-Konzern die Verpflichtung eingegangen sein soll, nur polnische oder amerikanische Staatsbürger zu beschäftigen. In den oberen Verwaltungszweigen sind jedoch noch eine Reihe von Reichsdeutschen beschäftigt, die in den letzten Jahren Hervorragendes zur Erweiterung der Produktion der Hütten durch geschickte Organisation beigetragen haben. Anscheinend werden von der Verabredung die der deutschen Minderheit angehörenden Beamten und Direktoren, die die polnische Staatsangehörigkeit besitzen, offiziell nicht betroffen, aber man wisse schon, wie die Dinge laufen, wenn dem polnischen Chauvinismus erst einmal der kleine Finger gereicht werde. Die Ueberlassung der großen Industriewerke an Harryman wird auch hinsichtlich der sozialen Fürsorge sehr günstig sein, da die Auffassungen über die soziale Fürsorge der neuen amerikanischen Herren nicht die gleichen sind, wie sie sonst hier bei der Einstellung und Entlassung von Arbeitern vorherrschen.

12 200 polnische Optanten

Wie die reichsdeutsche Presse berichtet, haben in Deutschland 12 200 Personen für Polen optiert. Diese Personen sind besonders registriert worden und das Register ist allen Regierungspräsidenten, Landräten sowie dem Berliner Polizeipräsidium übergeben worden.

Letzteres wird in der polnischen Presse stark kommentiert. Dieses Optantenverzeichnis, meint sie, sei lediglich dazu gemacht worden, um auf die betreffenden polnischen Staatsbürger einen gewissen Dru[ck] ausüben und um sie bei der ersten besten Gelegenheit loszuwerden.

Wir haben keine Ursache, die deutschen Behörden irgendwie in Schutz zu nehmen, aber die Befürchtungen der polnischen Presse scheinen uns reichlich übertrieben zu sein. Ob etwa die polnische Regierung kein Verzeichnis der deutschen Optanten hat? — — Sicherlich hat sie eins und auch der Westmarkenverein wird im Besitze eines solchen sein. Dann, weshalb sollten eigentlich gerade die 12 200 verzeichneten polnischen Optanten für eine Ausweisung in Frage kommen! Leben in Deutschland etwa nur diese 12 200 Polen? Die polnische Presse ist wieder einmal sehr auf dem Holzwege. Aber das macht bei ihr nichts aus, wenn es sich darum handelt, gegen Deutschland zu hetzen.

Streik der Hüttenmaurer

Auf der gestern stattgefundenen Konferenz der Hüttenmaurer wurde beschlossen, ab heute Mittag in den Streik zu treten. Der Beschluß gilt auch für die Zimmerer und erfolgte deshalb, nach dem die gestellten Lohnforderungen nicht bewilligt wurden.

Die Verteilung für die Eisenhütten fertiggestellt

Wie nicht anders zu erwarten war, mußte eine Regelung in der Verteilung des durchschnittlichen 1,00 Zloty für Eisenhütten Platz greifen. Die Verbindlichkeitserklärung ist zwar noch nicht offiziell in den Händen der Arbeitgeber, doch haben diese auf ein schriftliches Ersuchen des Herrn Demobilmachungskommissars den Fachausschuß für Eisenhütten am Freitag nachm. 3 Uhr einberufen. Die Verteilung des 1,00 Zloty ist dort vorgenommen worden und wird den Hütten umgehend zugestellt. Die Vertrauensleute des Deutschen Metallarbeiterverbandes haben die Verteilungstabelle zur Information im Verbandsbüro Königshütte, ulica 3. Maja Nr. 6 — Volkshaus — einzufordern.

Die 6-prozentige Zulage für die Metallhütten bereits verteilt

Wie in den Eisenhütten, ist auch hier die Verbindlichkeitserklärung noch dieser Tage zu erwarten. Nur auf das schriftliche Ersuchen des Herrn Demobilmachungskommissars ist die Lohntabelle für die Metallhütten plus den 6 Prozent fertiggestellt. Betriebsräte und Vertrauensleute des Deutschen Metallarbeiterverbandes haben diese im Metallarbeiterbüro, ul. 3. Maja Nr. 6, einzufordern.

Pflichtzahlungen für den Schlesischen Wirtschaftsfonds

Nach einer Zusatzverordnung zum Gesetz über den schles. Wirtschaftsfonds sind Mieter, die möblierte oder unmöblierte Zimmer weiter vermieten, von der Steuer für den Wirtschaftsfonds gänzlich befreit worden. Dasselbe gilt von den Besitzern von Autos und Kinos. Der Hausbesitzer wurde gleichfalls von der Steuer befreit, die er für seine Wohn- und Geschäftsräume zu entrichten hatte. Somit bleibt es nur bei der Zahlung der Prozente bestehen, die der Hausbesitzer vom Mietzins für die in seinem Hause vermieteten Wohnungen einzieht. Die Einzahlungen für die ermieteten Wohn-, Industrie- und Handelsräume haben spätestens bis zum 10. in der Stadthauptkasse zu erfolgen.

Versammlungen des Verbandes ehem. Kriegsgefangener

Am Sonntag, den 5. August beruft der Verband ehem. Kriegsgefangener, Sitz Kattowitz, verschiedene Versammlungen ein. Die Ortsgruppe Siemianowitz hält ihre Monatsversammlung im Saale des Restaurateurs Wzobek, Plac Piotra Skargi, vorm. um 9,30 Uhr, die Ortsgruppe Königshütte dagegen im Saale des „Dom Polski" in Königshütte, ulica Wolnosci 64, um 10 Uhr ab. — In Tichau findet nachmittags um 1,30 Uhr eine Gründungsversammlung statt. Das Versammlungslokal wird durch Anschlag bekannt gegeben. — Schließlich wird um 9,30 Uhr im Saale des Restaurateurs Pawlas in Schwientochlowitz, ulica Dluga 37, eine Vertrauensmännersitzung für den Landkreis Schwientochlowitz einberufen.

Kattowitz und Umgebung

Ein eigenartiges Schwindelmanöver.

Vor der Kattowitzer Ferienstrafkammer kam am Freitag eine eigenartige Betrugsaffäre zum Austrag. Zu verantworten hatten sich drei Angeklagte wegen Dokumentenfälschung und Betrug, ferner eine Frauensperson wegen Hehlerei. Die Eisenbahneleven Alois W., zur Zeit Posen, und Richard R., aus Hohenlohehütte sowie der Arbeiter Stanislaus S. aus Kattowitz, waren beschuldigt, durch Vornahme von Namensfälschungen und anderen betrügerischen Manipulationen eine Kattowitzer Beamten-Kreditgenossenschaft für Ankauf von Bekleidungsstücken geschädigt zu haben. Als Hauptschuldiger kam der 22jährige Alois W. in Frage, welcher der Genossenschaft als eingeschriebenes Mitglied angehörte und verschiedene Deklarationen beschaffte. Die Bezugsscheine stellten die Angeklagten gemeinsam auf andere Namen aus, versahen diese mit entsprechenden Unterschriften und bezogen alsdann je nach Belieben bei Kattowitzer Geschäftsleuten, welche mit der Kreditgenossenschaft in Geschäftsverbindung stehen, Bekleidungsstücke aller Art. Wie aus der gerichtlichen Verhandlung weiterhin hervorging, wurden die Beträge auf den Bezugscheinen mehrfach durch Vorsetzen einer dritten Zahl (Hunderterstelle) beträchtlich erhöht, so daß mehr Warenbestellungen aufgenommen wurden, als der ausgestellte Bezugsschein überhaupt vorsah. Der Geschäftsführerin der Kreditgenossenschaft fielen diese hohen Beträge und später weitere Unstimmigkeiten auf. Es wurden auf Grund einer polizeilichen Anzeige Recherchen eingeleitet, welche in verhältnismäßig kurzer Zeit die Aufdeckung dieser Schwindelaffäre zur Folge hatten. Vor Gericht waren die drei ersten Angeklagten geständig, während Frau Marie Sch., die Schwester des Angeklagten Richard R., jede Schuld verneinte und behauptete, nicht gewußt zu haben, daß die übrigen Beklagten auf betrügerische Weise in den Besitz der Kleidungsstücke gekommen waren. Bei der Urteilsfestsetzung trug das Gericht den näheren Umständen trotz dem schwerwiegenden Falle Rechnung und ließ mit Rücksicht auf das Geständnis der drei ersten Angeklagten, sowie die bisherige Unbescholtenheit aller Beschuldigten mildernde Umstände gelten. Das Urteil lautete für Alois W. auf insgesamt 5 Monate, Richard R. 3 Monate, Stanislaus S. 2 Monate und die Beklagte Marie Sch. wegen Hehlerei auf 3 Monate Gefängnis. Die Strafen brauchen infolge des Amnestieerlasses nicht abgebüßt zu werden. Dem Angeklagten W. wurde für einen Teil der Strafe, welche nicht unter die Amnestie fällt, eine Strafaussetzung mit Bewährungsfrist für die Dauer von 2 Jahren gewährt.

Den Tod in einem Kohlenloch gefunden. Auf dem Gelände der Ziegelei an der Ferdinandgrube befindet sich ein Kohlenloch, in dem häufig Arbeitslose arbeiten, um sich mit Brennmaterial zu versorgen. Auch gestern kletterte ein gewisser Stebel aus Bogutschütz in das Loch hinein, aber er sollte es nicht mehr lebend verlassen. Ausströmende Gase nahmen ihm das Leben. Die Leiche förderte die Kattowitzer Feuerwehr aus dem etwa 10 Meter tiefen Kohlenloch.

Beschlagnahmtes Falschgeld. Auf Antrag der Staatsanwaltschaft bestätigte das Kattowitzer Landgericht am gestrigen Freitag in einer Reihe von Fällen durch öffentlichen Gerichtsbeschluß die bereits erfolgte Konfiskation nachgeahmter Banknoten und Geldmünzen. Vorwiegend handelt es sich um unechte 5-Zloty-Banknoten, welche im Laufe der Zeit Markthändlerinnen, Geschäftsfrauen, Hausfrauen und Kellnern in die Hand gespielt worden sind und angehalten wurden. Es erweist sich als notwendig, darauf aufmerksam zu machen, es bei Entgegennahme von Banknoten an der notwendigen Achtsamkeit und Vorsicht nicht fehlen zu lassen.

Schmugglerpech. Zur Nachtzeit schmuggelte der Heizer Paul Kozior mit zwei Mithelfern etwa 9 Pfund deutschen Preßtabak über die grüne Grenze. Ein an der Grenze stationierter Polizeibeamter wurde auf die drei Schmuggler aufmerksam und hinderte den Paul K. an der Flucht; die beiden Komplicen entkamen. Nach Feststellung der Personalien und Beschlagnahme der Schmuggelware wurde K. auf freien Fuß gelassen. Bald darauf gelang es, diesen erneut beim Schmuggeln zu ertappen. Auch diesmal fand man eine Menge geschmuggelten Preßtabak vor, welcher beschlagnahmt worden ist. Am Freitag hatte sich Paul K. vor der Zollstrafkammer in Kattowitz zu verantworten, welcher sich anfangs aufs Leugnen verlegte, später jedoch erklärte, zum Schmuggel infolge Arbeitslosigkeit und Not getrieben worden zu sein. Es wurde festgestellt, daß der Angeklagte wegen Vergehens gegen das Zollgesetz bereits vorbestraft gewesen ist. Das Urteil lautete auf eine Geldstrafe von insgesamt 1760 Zl. Im Falle der Nichtzahlung tritt Gefängnisstrafe in Anwendung, bei Umwandlung von 20 Zl. pro Tag Gefängnis.

Königshütte und Umgebung

Wo wird am meisten getrunken?

Früher hielten die Oberschlesier unbestritten den Rekord und man sagte von dieser ehrenwerten Eigenschaft der Oberschlesier nicht mit Unrecht: „Es trinkt der Mensch, es sauft das Pferd, in Oberschlesien ist es umgekehrt." Was in den Friedenszeiten und in den ersten Jahren nach dem Kriege bei uns für Alkohol verkonsumiert wurde, war enorm. Viel weniger Wasser ist bestimmt nicht die Rawa heruntergeflossen, als Branntwein bei uns vertilgt wurde. Man wird sich noch der Zeiten erinnern, wo besonders an den Tagen, an denen Löhnung und Vorschuß ausgezahlt wurde, die Straßen von Betrunkenen wimmelten. An allen Ecken sah man wandelnde Schnapsflaschen, die einen erheblichen Teil ihres Lohnes in den Schänken ließen.

Doch haben sich die Zeiten geändert, das Geld ist knapper geworden und es geht uns nicht mehr so gut. Die „Bieda"

hat ihren Einzug gehalten. In den meisten Familien herrscht Mangel an den notwendigsten Nahrungsmitteln und Kleidungsstücken. Der Vater hat nicht mehr das Geld nach der Lohnzahlung in einem Gasthaus zu sitzen und sich einen anzutrinken. Das Straßenbild um den 1. und 15. eines jeden Monats hat sich daher sehr geändert. Die schwankenden und johlenden Gestalten sind bis auf einige Ausnahmen verschwunden, die Polizei hat dadurch erheblich weniger Arbeit.

Anders soll es dagegen in Warschau sein. Dort soll es immer noch so lustig und heiter zugehen, wie früher. Die Regierung gibt sich zwar die größte Mühe, die außerordentliche Vorliebe zu bekämpfen, die man dort für den Czysty an den Tag legt. Zwar verbietet sie schon von Freitag ab den Schnapsverkauf in den Läden und Gaststätten, aber das Publikum ist erfinderisch und versorgt sich schon rechtzeitig mit diesem Genußmittel. Und wer dies versäumt hat, gibt sich Mühe, von hinten herum eine oder mehrere Flaschen zu erstehen und diese mit Sorgfalt und Verschwiegenheit davonzutragen. In den Restaurationen darf an Sonnabenden und Sonntagen ebenfalls kein Schnaps verkauft werden. Man weiß sich aber zu helfen. Statt in üblichen Likörgläsern erhält man seinen Czysty in harmlosen Wassergläsern, die sonst für die Aufnahme des dort viel getrunkenen Sodawassers bestimmt sind. Nach einer Statistik sind wir Oberschlesier nicht mehr die schlechtesten, somit ein erfreulicher Beweis, daß wir uns erheblich gebessert haben. Auf der anderen Seite aber besitzen wir einen Rekord weniger.

Ein Gewerkschaftsfest. Am Sonntag, den 5. August, nachmittags 3 Uhr, veranstaltet der Ortsausschuß Königshütte für die Mitglieder der freien Gewerkschaften im Garten des Volkshauses ein Gewerkschaftsfest. Neben Konzert und verschiedenen Vorführungen werden die zur Anmeldung gebrachten Kinder der Mitglieder bewirtet. Infolge Fehlens von Trinkgefäßen werden die Angehörigen der Kinder gebeten, für jedes Kind ein Gefäß von einem viertel Liter Inhalt zur Entgegennahme von Milch mitzubringen. Ohne Mitgliedsbuch der freien Gewerkschaften kein Zutritt. Bei ungünstiger Witterung findet das Fest in den Lokalitäten statt.

Die Unsicherheit. Vorgestern in der Nacht wurden auf der ulica Stawowa (Teichstraße) zwei hiesige Bürger von mehreren Burschen überfallen und ihrer Barschaft beraubt. Während es einem der Ueberfallenen gelang, sich durch die Flucht vor weiteren Mißhandlungen zu retten, wurde der zweite, ein gewisser Adolf Widera, blutig geschlagen, so daß er ohnmächtig liegen blieb. Die sofort erschienene Polizei nahm 13 Personen, die beteiligt oder verdächtig waren, fest. Unter den festgenommenen Personen befinden sich auch solche, die erst auf Grund des Amnestieerlasses aus dem Gefängnis entlassen wurden.

Standesamtliche Statistik. In den Standesämtern Nord und Süd wurden im Monat Juli registriert: Geburten 169, darunter 20 uneheliche, in den Hafen der Ehe landeten 58 Paare, Sterbefälle waren 130 zu verzeichnen, darunter eine Totgeburt.

Lublinitz und Umgebung

1300 Morgen Wald vernichtet. In den Waldungen an der Grenze bei Lublinitz wütete in diesen Tagen ein Riesenbrand, der fast 1300 Morgen Jungwald vernichtete. Sämtliche Feuerwehren der Umgebung, sowie Militär, wurden zur Bekämpfung des Feuers herangeholt.

Börsenkurse vom 4. 8. 1928

(11 Uhr vorm. unverbindlich)

Warschau . . .	1 Dollar	amtlich	=	8.91 zł
		frei	=	8.92 zł
Berlin	100 zł		=	46.882 Rmk.
Kattowitz . . .	100 Rmk.		=	213 30 zł
	1 Dollar		=	8.91 zł
	100 zł		=	46.882 Rmk.

Bielitz und Umgebung

Auch Prinzessinnen schmuggeln? Auf dem Bielitzer Hauptzollamte gelangte gestern die „Hinterlassenschaft" einer rumänischen Prinzessin zur Lizitation. Darüber erfahren wir: Vor kurzem kehrte von einem längeren Aufenthalt in Paris eine rumänische Prinzessin zurück. Man munkelte von nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zum rumänischen Königshaus. — Sie benützt zum Rückreise den internationalen D-Zug Paris—Warschau—Bukarest. In Dziedzitz nun, wo von der polnischen Zollbehörde die Revision durchgeführt wird, hatte die hocharistokratische Dame einen sehr peinlichen Zwischenfall. Als nämlich die Revision auch an der hohen Dame vorgenommen wurde, fand man in ihrem Pelzmantel und im Gepäck verschiedene zollpflichtige Luxusartikel. Eine große Menge Seide, seidene Strümpfe, Wirkwaren. Alle diese Artikel waren Pariser Provenienz und bestimmt, die Prinzessin in dem Bukarester Salon im schönsten Lichte erscheinen zu lassen. Eine peinliche Szene spielte sich ab. Die Prinzessin drohte dem eifrigen Beamten mit dem rumänischen Konsulat. Das half aber alles nichts. Sie mußte die Seidenwaren dem Beamten aushändigen und über sich eine protokollarische Einvernahme ergehen lassen. Auch die Intervention der Dame beim Konsulat fruchtete nichts. Der Konsul soll vielmehr über den Fall entrüstet gewesen sein und der Dame nichts Schmeichelhaftes gesagt haben. Wie dem auch immer gewesen sei, die Pariser Waren wurden bereits verlizitiert und sind für die rumänische Prinzessin endgültig verloren.

Deutsch-Oberschlesien

Das Urteil in dem Bobreker Aufruhrprozeß.

Am Freitag, vormittag 11 Uhr, wurde das Urteil in dem Bobreker Aufruhrprozeß verkündet. Es wurden verurteilt:

August Hoffmann zu 9 Monaten 2 Wochen Gefängnis
August Amenda zu 7 Monaten Gefängnis.
Josef Kowalczyk zu 6 Monaten Gefängnis.
Johann Fischer zu 6 Monaten 2 Wochen Gefängnis.
Paul Scheidemann zu 8 Monaten Gefängnis.
Max Slotta zu 8 Monaten Gefängnis.
Richard Slotta zu 3 Wochen Gefängnis.
Johann Gwosdz zu 6 Monaten Gefängnis.

Die Angeklagten Paul Hoffmann, Josef Przibilla und Erwin Kubilla wurden freigesprochen. Den verurteilten Angeklagten, soweit sie sich in Untersuchungshaft befanden, wurde diese als verbüßt auf die Strafe angerechnet, für einen Teil der Reststrafe erhielten sie eine dreijährige Bewährungsfrist. Zwei Angeklagte, bei denen die erkannte Strafe durch die Untersuchungshaft verbüßt ist, wurden entlassen.

Geschäftliches



Er hängt sein Handwerk an den Nagel

Schwergewichtsmeister Tunney gibt seine Boxerlaufbahn, die er mit dem Siege über seinen Herausforderer Heeney würdig abgeschlossen hat, endgültig auf, um in London und Heidelberg Philosophie zu studieren.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice. Verlag: „Freie Presse" Sp. z ogr. odp., Katowice; Druck: „Vita", nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Die flüchtige Brautschau

Von Michail Soschtschenko.

Vor kurzem heiratete Jegorka Basoj; eine prächtige Frau hatte er gefunden, mit einem roten Gesicht und so zwei Zentner schwer. Ueberhaupt: der Mann hatte Glück.

Bis dahin war Jegorka zwei Jahre lang Witwer gewesen — keine wollte ihn haben. Gefreit hatte er aber fast um jede. Sogar um die lahme Soldatenfrau aus dem Städtchen. Die Sache ging aber im letzten Moment wegen einer Kleinigkeit doch noch auseinander.

Von dieser Freite liebte Jegorka sehr zu erzählen. Dabei log er ganz unwahrscheinlich, und dichtete jedesmal immer neue und interessantere Einzelheiten hinzu.

Alle Bauern kannten diese Geschichte schon auswendig, aber bei jeder Gelegenheit bestürmten sie Jegorka mit Bitten, sie wieder von neuem zu erzählen. Sie bogen sich dann schon im voraus vor Lachen.

„Wie hast du damals gefreit, Jegorka?“ fragten sie zwinkernd.

„Weiß der Teufel, — ich habe mich wohl versehen,“ sagte Jegorka.

„Du hast dich wohl übereilt? Was?“

„Sicherlich,“ sagte Jegorka, „es war gerade Erntezeit, da sollte man mähen, tragen, einfahren, — und gerade in diesem Moment stirbt meine Frau. Heute, sagen wir, wurde sie krank, am nächsten Tag stand es schon schlimm mit ihr. Sie phantasierte und warf sich auf ihrem Lager herum.

„Nun,“ sagte ich zu ihr, „ich danke Ihnen auch Katherina Wassiljewna, Sie morden mich gleichsam auch ohne Messer. Sehr zur Unzeit haben Sie beschlossen, zu sterben. Halten Sie doch noch bis zum Herbst aus.“

Sie wollte aber davon nichts wissen.

Da ließ ich den Feldscher kommen. Für ein Pud Hafer. Der schüttete zuerst den Hafer in seinen Sack, dann sagte er:

„Die Medizin ist hier machtlos. Es ist unvermeidlich, daß Ihre Frau sterben wird.“

„An was für einer Krankheit denn“, fragte ich.

„Das ist,“ sagte er, „der Medizin wiederum nicht bekannt.“

Schließlich verschrieb er ihr doch ein paar Pulver und fuhr dann fort. Die Pulver legten wir hinter das Heiligenbild — es half aber nichts. Die Frau phantasierte weiter und in der Nacht starb sie.

Da heulte ich natürlich. Es war gerade Erntezeit und ohne Frau nicht daran zu denken, alles zu schaffen. Ich war völlig ratlos. Es gab nur eine Möglichkeit, sich rasch wieder zu verheiraten. Aber da war die Frage wieder: wen? Manche hätte mich ja ganz gerne genommen, aber so in Eile wäre es ihr natürlich peinlich gewesen. Ich hatte es aber sehr eilig.

Ich spannte also an, zog die neuen Hosen an, wusch die Füße und fuhr los.

So kam ich ins Städtchen und ging zu meinen Bekannten.

„Wir sind mitten in der Ernte,“ sagte ich, „zu langen Unterhaltungen ist keine Zeit. Habt ihr nicht irgendeine, meinetwegen ganz schlechte Frau für mich? Ich habe ein kolossales Interesse für eine rasche Heirat.“

„Es gibt schon welche,“ sagten die Leute, „aber wer denkt jetzt während der Ernte an Hochzeit? Auf alle Fälle geht aber mal zu Anisja, der Soldatenfrau, vielleicht, daß ihr sie herumkriegt.“

Das tat ich denn auch.

Ich kam hin und sah: auf einer Truhe saß eine Frau und kratzte sich den Fuß. „Guten Tag,“ sagte ich, „hören Sie auf zu kratzen, ich komme in einer wichtigen Angelegenheit.“

„Das eine,“ sagte sie, „stört keineswegs das andere.“

„Nun,“ sagte ich, „es ist Erntezeit und wir wollen keine langen Reden führen, — wir wollen heiraten? Und morgen fahren Sie aufs Feld hinaus, Garben binden.“

„Das geht,“ sagte sie, „wenn Sie Interesse für mich haben.“

Ich sah mir die Frau an. Sie schien nicht schlecht, — alles war vorhanden, sie war kräftig und konnte sicher arbeiten.

„Ja,“ sagte ich, „aber antworten Sie mir bitte zuvor, wie alt sind Sie?“

„Na,“ erwiderte sie, „mein Alter ist vielleicht gar nicht so hoch wie es den Anschein hat. Meine Jahre sind nicht gezählt. Aber das Geburtsjahr ist — der Wahrheit die Ehre — 1886.“

„Gut,“ sagte ich, „wenn Sie nicht lügen, ist alles in bester Ordnung.“

„Nein, ich lüge nicht; Gott strafe die Lüge. Soll ich mich fertigmachen?“

„Ja, haben Sie viel Sachen?“

„Nein,“ sagte sie, „ich besitze nicht viel: eine Truhe und ein Federbett, das ist alles.

Wir luden die Truhe und das Bett auf den Wagen; ich ließ auch noch einige Kochtöpfe und Holzscheite mitgehen, dann fuhren wir los.

Ich trieb mein Pferd an und mein Frauchen saß auf der Truhe und machte Zukunftspläne, wie sie leben würde, was man so kochen könnte. Auch würde es nichts schaden, mal in die Badestube zu gehen — drei Jahre sei sie schon nicht mehr gegangen, usw.

Endlich kamen wir an.

„Steigen Sie aus,“ sagte ich.

Mein Frauchen kletterte aus dem Wagen. Da sehe ich — sie stieg so merkwürdig aus — so von der Seite, als ob sie auf beiden Beinen hinken würde. Ach, dachte ich, das ist ja eine dumme Sache!

„Sie scheinen ja wohl so ein wenig zu hinken?“ fragte ich.

„Ach nein,“ sagte sie, „ich kokettiere nur so.“

„Ja, wie geht denn das zu? Wenn Sie wirklich hinken, so ist das eine ernste Angelegenheit. Ich kann eine hinkende Frau in der Wirtschaft nicht gebrauchen.“

„Ach, das hat nichts zu sagen,“ meinte sie nun, „das ist nur am linken Fuß. Er ist im ganzen nur eine Handbreit kürzer.“

„Eine halbe oder eine ganze Handbreit, das ist gleichgültig. Wir sind mitten in der Ernte und zum Nachmessen ist keine Zeit. Aber es ist ganz undenkbar. Sie können ja nicht einmal Wasser tragen, alles würden Sie verschütten. Entschuldigen Sie schon, aber ich habe mich übereilt.“

„Nein,“ sagte sie, „die Sache ist jetzt abgemacht.“

„Nein,“ sagte ich, „ich kann unmöglich. Alles paßt ausgezeichnet: Ihr Gesicht gefällt mir ausnehmend gut, und auch Ihr Geburtsjahr — aber ich kann nicht. Verzeihen Sie, aber das mit dem Fuße habe ich übersehen.“

Nun fing das Frauchen an zu schreien und zu schimpfen! sie wurde auch handgreiflich — das ließ sich schon nicht vermeiden. Ich begann aber, im stillen schon die Sachen auf den Hof zu tragen.

Einige Male fuhr sie mir noch übers Gesicht, dann sagte sie:

„Nun,“ sagte sie, „Bauer, dein Glück, daß du's bemerkt hast. Fahr' mich jetzt zurück.“

Wir setzten uns in den Wagen und fuhren los. Als wir aber noch gute sieben Werst vom Städtchen entfernt waren, überkam mich eine wahnsinnige Wut.

„Es ist Erntezeit,“ dachte ich, „da kann man nicht viel Umstände machen, — und ich sollte da Bräute nach Hause fahren.“

Ich warf kurz entschlossen ihre Habe vom Wagen und wartete ab, was nun kommen würde. Das Frauchen sprang natürlich ihrer Habe nach. Ich warf meine Stute herum und fuhr im Galopp in den Wald.

Damit endete auch die Geschichte mit der Soldatenfrau.

Wie sie aber mit ihrer Truhe und dem Federbett nach Hause gekommen ist, weiß ich nicht. Angekommen muß sie aber sein, denn nach einem Jahr hat sie dann doch geheiratet.“

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen.)

Das prächtige Modell

Von Pierre Mille.

Sie trafen einander in der Nachtherberge der Heilsarmee. Bural, ein kleiner verhutzelter runzliger Geselle, und Tavigard, ein großer, magerer Mann, ganz mit Bart überwuchert.

Die militärische Disziplin der Heilsarmee imponierte ihnen mächtig. Sie gehorchten blindlings. Sogar als man sie unter die Brause kommandierte. Nachdem sie ihr Abendbrot verzehrt hatten, sprach der Heilsarmeehauptmann ein Gebet und hielt eine etwas unverständliche Rede, der sie nicht die geringste Aufmerksamkeit schenkten. Dann gingen sie endlich hinauf in den Schlafsaal. Dort wählten sie zwei Betten, die nebeneinander standen, denn sie hatten sich gleich miteinander befreundet.

„Die sind ja hier rein verrückt mit ihrer Sauberkeit,“ meinte Tavigard, nachdem sie sich unter den wärmenden Decken ausgestreckt hatten. „Was machen die sich bloß für Umstände mit dieser verfluchten Reinlichkeit. Das Spaßige an der ganzen Geschichte ist, daß sie es ja in Wirklichkeit gar nicht leiden mögen, wenn wir gar zu rein sind.“

„Können sie das wirklich nicht leiden?“

„Nein, paß auf, ich will dir mal was erzählen. Du kennst sicher die Kapelle Saint Magloire. Diese Kapelle wurde einmal als Nachtasyl benutzt, lediglich aus dem Grunde, weil darin geheizt war, denn sonst war sie zu diesem Zweck sehr wenig geeignet. In der Kapelle waren nämlich steife und harte Stühle, in denen wir schlafen mußten, und außerdem wurden wir vor Tau und Tag auf die Straße gejagt, nur damit die Leute, die zur Frühmesse kamen, keinen Anstoß an uns nehmen sollten.

Schließlich hatte es sich aber doch herumgesprochen, daß die Kapelle als Herberge diente, und gerade aus diesem Grunde fanden einige der feinen Leute es irgendwie amüsant, beim Morgengrauen zu kommen, um uns zu sehen. Sie erschienen zusammen mit dem Kirchendiener, als dieser uns an die Luft setzen wollte.

Eines Morgens hörte ich einen Herrn zum anderen sagen: „Sehen Sie doch nur, wie hübsch und stimmungsvoll es hier ist, wie das Licht durch die Kirchenfenster fällt auf all die tragischen Gesichter dieser schlafenden Menschen — und hören Sie auf die Atemzüge... Sehen Sie mal, jenen dort — ist er nicht einfach prächtig?“ wobei er auf mich zeigte, als sei ich irgendein sonderbares Tier. — „Wollen Sie hundert Sous verdienen?“ wandte er sich plötzlich an mich.

„Tjaaa, was soll ich denn dafür tun?“ fragte ich ganz ruhig, denn es fällt mir ja gar nicht ein, mich für einen solchen Kavalier zu überanstrengen.

„Ach — so gut wie nichts. Sie sollen nur ungefähr eine Stunde lang ganz still sitzen — das ist alles.“

Ich blickte ihn etwas erstaunt an.

„Ja — ich möchte eine Studienskizze von Ihnen machen!“

„Er war also Maler, verstehst du — Kunstmaler natürlich — nicht etwa so einer, der Zäune anstreicht — und er wollte ein Porträt von mir machen.“

„Ja, — wenn ich also nur still sitzen soll,“ sagte ich — „dann willige ich ein.“

„Er gab mir seine Adresse und bestellte mich zu 10 Uhr am selben Vormittag. Ich erhielt auch gleich die hundert Sous, und er bemerkte, daß er sich auf mich verließe. Er wollte also ein Bildnis von mir malen — mit Farben — verstehst du — kannst du das begreifen? Ich war ganz bedeppt. — Auf dem Wege zu ihm ging ich in eine Wirtschaft, wo ich mich plötzlich selbst im Spiegel sah — und ich erschrak nicht gerade wenig — das geht nicht — sagte ich zu mir selbst — so kannst du unmöglich gemalt werden, ist ja ein Skandal, mein Haarwuchs glich einem alten struppigen Wesen, übrigens glich mein ganzes Gesicht einem Besen.

Daran konnte ich natürlich nichts ändern mit meinen 100 Sous. Ich ging aber in einen Friseurladen und sagte: „Schneiden Sie mir das Haar und barbieren Sie mich — aber richtig elegant und modern. Der Friseur glotzte mich an, worauf er meinte: — das ist wahrhaftig keine kleine Arbeit. —

„Das kann Ihnen ja ganz gleich sein,“ entgegnete ich, „denn ich bezahle. Beeilen Sie sich und reden Sie nicht so viel.“

„Er schnitt mir also das Haar, seifte mich ein und barbierte mich, daß es nur so schäumte und spritzte. Als ich mich nachher im Spiegel betrachtete, konnte ich mich knapp wiedererkennen. Ich glich, weiß Gott, einem feinen Herrn. Dieser Spaß kostete mich drei Franks. Ich behielt also nur noch zwanzig Sous, um essen und trinken zu können. Meine Gedanken kreisten aber nur um die eine Idee, welches herrliche Bild der Maler jetzt von mir machen könne und beeilte mich, um nicht zu spät zu kommen.

Als ich das Zimmer betrat, saß da noch ein anderer Herr.

Mein Maler sah mich ziemlich verständnislos an, als ob er keine Ahnung hätte, wer ich überhaupt sei,

„Ich bin es — Sie gaben mir doch hundert Sous, um mich zu malen.“

„Nein — Sie sind es also,“ schrie er mich an und rang verzweifelt die Hände, mein Gott, Sie haben sich ja geschwaschen und haben sich die Haare schneiden lassen, einfach katastrophal...“

Dann wandte er sich dem anderen Herrn zu und sagte: „Dieser Kerl war heute morgen noch das wunderbarste Modell, was Sie sich denken können. Einen Ribera, einen Goya hätte man schaffen können... Wer hat Lust, den da zu kaufen, so wie er jetzt aussieht, was zum Teufel fange ich mit diesem Idioten an?!“

Dann fauchte er mich an: „Sie können gehen! Ich kann Sie nicht mehr gebrauchen!“

Und ich — na — ich verschwand schleunigst — denn ich hatte das Geld doch schon vermöbelt...“

Aus der Geschichte des Skatspiels

Aus Anlaß des 12. Deutschen Skatkongresses in Altenburg, der eigentlichen Heimat des allbeliebten Spiels, die auch immer die „Skatstadt“ vor allen anderen geblieben ist, widmet die Leipziger „Illustrierte Zeitung“ dem Spiel mit den vier Wenzeln verschiedene interessante Beiträge. Das Kartenspiel überhaupt ist durch die heimkehrenden Kreuzfahrer aus dem Orient in das Abendland gebracht worden, wo es schon seit langem in Uebung war. Zunächst breitete es sich in den romanischen Ländern aus, wo es sich in der Einsamkeit der Burgen als unterhaltsames Zerstreuungsmittel bewährte. Die erste Beschreibung des Kartenspiels in lateinischer Schrift hat uns, wie Valerian Torius in einem der Artikel hervorhebt, der Klosterbruder Johannes von Rheinfelden überliefert: „In einem Spiel, das man gemeinhin Kartenspiel nennt, bemalen sie die Karten auf verschiedene Art und spielen allerlei Spiele damit, wobei sie gewinnen oder verlieren. Dieses Spiel ist sehr hübsch für den Adel und Personen, die Zeit übrig haben. Man hat vier Könige auf vier Karten gemalt, und jeder hat ein bestimmtes Zeichen, von denen gelten die einen für gut, die anderen für schlecht. Unter den Königen kommen je zwei Marschälle, von denen hält der eine das Abzeichen nach oben, der andere nach unten. Nach diesen sind noch zehn andere Karten von derselben Größe und Form. Auf der ersten ist das Zeichen des Königs einmal, auf der anderen zweimal und so weiter bis zur zehnten. Es wird also jeder König die dreizehnte Karte, so daß zu einem Spiel zweiundfünfzig Karten gehören.“

Geht so die Geschichte des Kartenspiels weit in die Jahrhunderte zurück, so ist das Skatspiel noch verhältnismäßig jungen Datums; man kann auch nicht sagen, daß es einen eigentlichen Erfinder dieses Spieles gebe, vielmehr brauchte es Jahre der Entwicklung und der Zusammenwirkung der verschiedensten Personen. Zu Ende des 18. Jahrhunderts wurden besonders Spiele wie „Süßmilch“, „Grobhannes“, „Einundzwanzig“, „Häuflein“, „Tippen“, „Schafkopf“ und „Solo“ gespielt. Von ihnen ist der Schafkopf der Vorfahr des Skatspiels, denn dieser weist in seinen Grundregeln auf das ältere Spiel hin. Es wird erzählt, wie Julius Benndorf in seinen Ausführungen über die Geschichte des Skatspiels hervorhebt, daß der Schafkopf aus dem Erzgebirgischen durch einen Fuhrmann zur Kenntnis einer tarockenden Altenburger Abendgesellschaft gebracht wurde und bei dem spielfreudigen Bürgertum der kleinen Residenz schnell Eingang fand. Die dem Spiel aber anhaftende gewisse Eintönigkeit und Langweiligkeit wurde den geistig regsamen Männern bald zu viel, und sie bemühten sich um die Vertiefung und den Ausbau des Spieles. Der „Schafkopf-Skat“, von dem ein Geschichtsschreiber sagt, „daß man ihn mit Recht einen veredelten Schafkopf, folglich Merino nennen könnte“, war gegenüber dem heutigen wechselvollen Spiel noch sehr einfach. Er entwickelte sich etwa in den Jahren 1810 bis 1815 durch die Einführung des im Tarock üblichen Legens von zwei Skatblättern, von denen das unterste den Trumpf bestimmte, dann in den folgenden Jahren durch Unterscheiden zwischen Frage- und Handspiel, Bestimmung des Trumpfes durch Reizen und und Entwicklung des Spiels zum eigentlichen Skat durch die Einführung der Bewertung.

In diesen Jahren hat auch der Hofadvokat Ferdinand Hempel, ein pfiffiger Jurist und „Hansdampf in allen Gassen“, in der von ihm herausgegebenen Wochenschrift „Osterländer Blätter“ als erster den Skat im deutschen Schrifttum beschrieben; er verstand es auch durch seine originelle und humorvolle Geselligkeit, die Pflege und Verbreitung des neuen Spiels zu fördern. Die folgenden Jahrzehnte brachten dann die weitere Ausbildung des Spieles und schließlich eine gewisse Verwilderung durch zahlreiche Ortsgebräuche und Neuerungen, bis endlich 1886 der erste deutsche Skatkongreß in Altenburg die Altenburger Skatordnung festsetzte, die eine feste Regelung gab. Der Name des Skats ist bedeutend älter als das Spiel selbst; er ist dem viel älteren aus Italien stammenden Tarockspiel entnommen, indem die wegzulegenden Blätter in ein Behältnis, die „scatola“, gelegt wurden. Da nun beim Skatspiel ebenfalls Blätter weggelegt werden, hat man den Kunstausdruck des Tarocks „Skatlegen“ gleich sinngemäß auf das neue Spiel übertragen.

Der Leuchtturmwächter

Von Richard Huelsenbeck.

Schon ehe ich daran dachte, daß ich einmal auf Rocky Points Dienst tun würde, hatte ich die merkwürdigsten Dinge über den Charakter von Mr. Banks gehört. Man erzählte sich, er sei vor dreißig Jahren nach Afrika gegangen, weil er einen Mord auf dem Gewissen habe und ihm der Boden seines Vaterlandes unter den Füßen zu heiß geworden wäre. Man darf das nicht alles so wichtig nehmen, was die Leute erzählen; dem einen suchen sie da, dem anderen dort, etwas am Zeuge zu flicken. Ich habe mir zur Regel gemacht, darauf nicht zu hören. Was von Mr. Banks und seiner Vergangenheit geraunt und geschwätzt wurde, hat mich auch nie sonderlich interessiert. Sie wissen ja, wie das ist, wenn man im tropischen Afrika, nur einen Sprung vom Aequator entfernt, die Sorgen mit einem Glase Whisky herunterzuspülen sucht. Ehe man sichs versieht, wird die Fliege zu einem Elefanten; die Leute müssen etwas haben, woran sie ihrer Phantasie Nahrung geben, wenn sie nicht verdorren und verkommen wollen.

Die Person des alten William Banks bot nur in der Tat, auch schon rein äußerlich Anhaltspunkte genug, wenn einer sich vorgenommen hatte, ihn einer Kritik zu unterziehen. Der Mann war rothaarig und hatte eine Nase, wie man sie nur bei ganz alten ausgepichten Alkoholikern findet, blau schimmernd wie eine große Zwiebel. Er ging immer mit eingeknickten Knien, so, als könnte er jede Minute zu Boden stürzen (obwohl er fester auf den Beinen stand als mancher junge Mann), die Kleider schlotterten ihm um den Körper. Auf dem Kopf trug er einen zerfetzten alten Hut, der, wie Banks Kritiker behaupten, zurzeit seiner Hochzeit in der Mode gewesen sein soll. Seine Frau, sagt man, soll vor einem Menschenalter bei einer Geburt gestorben sein.

Der Leuchturmwächter von Rocky Points war jedenfalls längs der ganzen Küste bekannt; seine Erscheinung prägte sich so sehr ein, daß er sogar in das Sprichwort aufgenommen wurde. Wenn die Mütter ihre Kinder zum Gehorsam bringen wollten, sagten sie: „Wenn ihr nicht artig seid, sage ichs dem alten Mann von Rocky Point.“ Und dann bargen sich die Kleinen erschreckt in der Mütter Schürzen.

Ich nahm meine Ernennung zum Nachfolger des alten Banks mit sehr geteilten Gefühlen auf. Ich wußte nicht weniger als alle anderen, daß Banks geschworen hatte, niemals einem Nachfolger das Feld zu räumen. In einem Brief an die Regierung versicherte er, dreißig Jahre lang seine Pflicht getan zu haben; er sei zwar alt, aber keineswegs gebrechlich und könne den Dienst als Leuchturmwächter ausgezeichnet versehen; niemand habe sich bisher über eine Nachlässigkeit oder ein Versehen des alten Banks beklagen können.

Hintenherum kamen mir Gerüchte zu, Banks habe sich auf Rocky Points verschanzt und bewaffnet; er würde jeden niederschießen, der es wagen sollte, den Felsen zu betreten. Ich bin nicht ängstlich von Natur, habe schon allerlei in meinem Leben gesehen und erlebt, aber der merkwürdige Charakter des Alten schien mir doch einen Teil der Nachrichten glaubhaft zu machen.

Es kam zweierlei zusammen, was den Eigensinn des Mannes verständlich erscheinen ließ. Die Pensionierung verkürzte ihm das Gehalt um zwei Drittel, und jedermann wußte, daß Banks ein Geizhals war und für irgend einen dunklen Zweck Pfennig auf Pfennig legte. Wenn er einmal im Jahr für wenige Tage an Land kam, richtete er seine Schritte unverzüglich nach der Bank und hielt dort lange Konferenzen wegen seines Kontos.

Ferner hatte sich in den dreißig Jahren, in denen Banks das Leuchtturmwächteramt auf Rocky Points ausübte, sein Gefühl für Einsamkeit mit einer immer steigenden Menschenverachtung gepaart. Er äußerte oft, er fühle sich nur auf seinem Turm wohl, er könne den Menschen nichts ins Gesicht sehen, ohne daß im übel würde und nie wieder würde er es über sich bringen, wie andere unter Menschen zu wohnen. Er sei ein König auf seinem Felsen und wolle es bleiben bis er sterbe.

Meine Lage hat sich unerwartet noch dadurch verschlimmert, kein Grund zum Lachen, Gentlemen, daß ich mich kurz vor meiner Ernennung verheiratete. Ueber meine Frau brauche ich Ihnen keine lange Geschichte zu erzählen, sie ist ein prächtiges Geschöpf, Engländerin bis auf die Knochen; sie kennt keine Gefahr und wenn man ihr erzählt, das und das sei nicht so einfach, lacht sie. Ja, sie lacht, Gentleman, und dieses Lachen ist eigentlich der Grund zu meiner Eheschließung gewesen.

Ich halte mich nicht für einen gelehrten Mann, kann man schließlich von einem Leuchturmwächter auch nicht verlangen; aber eine gewisse Menschenkenntnis erwirbt man sich doch im Laufe der Jahre. So einen Eindruck, ein Gefühl, das einem gleich beim ersten Zusammentreffen mit einem Menschen sagt: „Aha, das ist ein Schuft“ oder „Aha, das ist ein anständiger Kerl.“

Ist hier nicht der Ort, um ihnen meine Philosophie auseinanderzusetzen. Ich halte vom Wissen nicht allzuviel, wenn sich aber ein Mensch angesichts einer Gefahr tapfer benimmt, so weiß ich schon, woran ich bin. Besonders aber, wenn es eine Frau ist.

Als meine Frau hörte, wie Banks sich benahm, als die Regierung mich zu seinem Nachfolger ernannt hatte, wollte sie unter allen Umständen gleich mit mir nach Rocky Points. Sie sagte: „Wir werden dem alten verrückten Kerl den Kopf schon zurecht setzen.“

Es war zurzeit der Herbststürme, das Wetter sehr unsicher und die Ueberfahrt nach dem Felsen keine Kleinigkeit. Sie ging in der Weise von statten, daß der Regierungsdampfer „Kondor“, der sonst nur für die Flußschiffahrt benutzt wurde, den Leuchtturmwächter an Bord nahm und ihn etwa zwei Seemeilen von Rocky Points, das auf einer großen Sanddüne liegt, mit einem Boot aussetzte. Ueber diese zwei Seemeilen mußte man das Boot selbst heranrudern, wenn die See brandete, keine kleine und ungefährliche Arbeit.

Der „Kondor“ lag schon seit zwei Tagen im Hafen und wartete darauf, mich und meine Frau, die sich mit der Verproviantierung beschäftigte, an Bord zu nehmen. Die Regierung, die damals noch lange nicht so exakt arbeitete wie heute und eigentlich nur aus einem weißen Bezirksamtmann und zehn schwarzen Boys bestand, gab mir eine Fülle guter Ratschläge mit auf den Weg. Ich sollte das Boot an Rocky Points heranbringen und Banks im Guten auffordern, hineinzusteigen; der „Kondor“ würde warten und Banks, wenn er zurückkomme, an Bord nehmen. Wenn sich irgendwelche Schwierigkeiten ergäben, sollte ich von Rocky Points mit einer Fahne winken. Die Fahne wollte mir die Regierung zu diesem Zweck leihweise zur Verfügung stellen.

Weiß nicht mehr, wie der Bezirksamtmann hieß, Brocker oder so ähnlich. War jedenfalls ein Mann, der drei gerade sein ließ; als ich ihm meine Bedenken wegen der Nachrichten, die wir über des alten Banks Gewaltabsichten gehört hatten, äußerte, schüttelte er den Kopf:

„Hier muß sich jeder selbst helfen... als ich in dieses verdammte Land kam, gabs keine Bahn, keinen Weg und keinen Steg. Die Klapperschlangen liefen einem übern Weg wie bei uns die Kaninchen... kein angenehmer Zustand. Von Dampfer gar keine Rede. Damals zogen sich die Leuchturmwächter eine Badehose an und schwammen hinüber...

„Was?“ Ich schaute ihn mit offenem Munde an.

Broker lachte. Er klatschte in die Hände, der Boy brachte was zu trinken, wir begannen über alle möglichen Dinge zu sprechen. Ganz am Schluß unserer Unterhaltung kam er noch mal auf Rocky Points zurück.

„Und was sagt Ihre Frau dazu?“

„Die findet es prachtvoll, sie liebt die Gefahr.“

Mister Brokers Augen glänzten, er hatte sie auch gekannt. Er hatte eine Tochter, die ungefähr im gleichen Alter stand; man sagte ihm überhaupt ein großes Verständnis und weitgehendes Entgegenkommen für das weibliche Geschlecht nach.

Aber ich komme schon wieder von meinem Faden ab, Gentlemen; wenn man sich seiner Kolonialzeit erinnert, ergibt eins das andere. Jeder Mensch hat da seine Geschichte, aus jedem Stein kann man eine Anekdote machen.

An einem stürmischen Herbsttag stach der „Kondor“ nach Roky Points in See. Auf dem Schiff befand sich außer mir und meiner Frau nur die Schiffsmannschaft, eine wüste Gesellschaft. Ich hatte öfter Sorge, daß sie die Rücksicht meiner Frau gegenüber verletzte und es gab mehr als einmal eine unangenehme Situation.

Der Kondor brauchte anderthalb Tage, um sich bis zu Rocky Points durchzukämpfen. Ich weiß nicht, ob ihnen bekannt ist, daß die Tiefenverhältnisse dort sehr merkwürdig sind; kurz, nachdem man das Land verlassen hat, schwimmt man, wie es scheint, in der Mitte des Ozeans, links und rechts nicht einen Zipfel Land zu sehen. Dann gibts eine Art Meeresenge, der Grund wird flacher, es kommen Dünen und schließlich Rocky Point, das auf einer sandigen Erhebung liegt, wie ich ihnen sagte.

Als wir ausgebootet werden sollten, konnte sich der Kapitän, ein versoffener alter Schotte, nicht enthalten, die Bemerkung zu machen, wir möchten, wenn wir umkippten, uns solange schwimmend über Wasser halten, bis besseres Wetter sei. Bei diesem Wind würde er es nicht verantworten, seine Leute mit einem zweiten Boot hinter uns herfahren zu lassen.

Wir ruderten mit allen Kräften, das Wasser schlug wiederholt mit solcher Gewalt ins Boot, daß ich an unserer Rettung verzweifelte, aber schließlich ging wie ein Wunder doch alles ganz gut.

Der Strand von Rocky Point lag vollkommen verlassen; nichts zeigte, daß sich dort ein menschliches Wesen aufhielt. Der Turm hat nach einer Seite eine Art Vorbau, in der sich die Wohnung des Leuchturmwächters befindet. Die Fenster dieses Vorbaues waren fest geschlossen, kein Rauch, keine Bewegung, nichts verkündete die Nähe eines Menschen.

Mit schußbereitem Revolver betrat ich das Land, meine Frau hielt sich dicht hinter mir. Wir hatten das Boot an einem Pfahl angebunden, als ich meinen Blick zur See drehte, sah ich in der Ferne den „Kondor“ schaukeln.

Um sie nicht lange auf die Folter zu spannen, will ich ihnen gleich die Pointe meiner Geschichte sagen: als wir die Tür gewaltsam geöffnet hatten, fanden wir Banks tot, auf dem Rücken liegend, in seiner Wohnstube. Ein Brief sagte uns, daß er sich selbst das Leben genommen hatte, um seine Worte wahr zu machen, er würde lebend keinem Nachfolger weichen. Ein Konvolut von Blättern enthielt die Geschichte des alten Banks; ich werde sie ihnen ein andermal erzählen, Gentlemen, heute würde es zu weit führen.

Das kleine Heim

Von Ludwig Wolfermann.

Der gute genährte Herr, der sich lässig an die Plattformbrüstung lehnte, langweilte sich schrecklich.

Mitten während des Gähnens schwang sich ein kleines, hübsches Fräulein auf das Trittbrett, also entzückend, daß das Gähnen entzweibrach.

„Kruzineser!“ sagte der Herr, dem das halbe Gähnen steckengeblieben war. Er drückte den Hut fester und stellte sich aufrecht.

Dann warf er dem Fräulein mit dem paradeisroten, glacierten Hut, dem hellen Kostüm und dem wehenden „Herrenwinker“ (der als seidenes Taschentüchlein — aus einem Schwindelsack hervorhing), einen etwas lebhaften Blick, halb Verehrung und halb Vertrautheit, zu. Dieser Blick wurde ignoriert. Das heißt, ihm folgten weitere, das Fräulein, zwischen Tür und Angel stehend, sah sich diesen Herrn an. Es entspann sich über den Köpfen der anderen ein lebhafter Flirt, was den Herrn veranlaßte, seine Handschuhe anzuziehen. Dazu überprüfte er das Aeußere des kleinen Fräuleins, sein Blick glitt über die Wildlederhandschuhe hinweg zu den seidenen Florstrümpfen und den halbenglischen Schuhen. Und das Resultat war, daß es Gelegenheit gab, dieses Lebens nicht ganz überdrüssig zu werden.

Der Flirt schloß mit einem Lächeln. Das Fräulein stieg aus. Der Herr hinter ihr. Unter dem fallenden Laub der Straßenbäume sprach er sie an. Sie warf das Köpfchen in die Höhe und da er sehr geschickt angepackt hatte, ging sie einige Schritte mit ihm. Er gefiel ihr. Er war nett, ja sogar ein wenig luxuriös angezogen. Sie schlenkerte das taubengraue Pompadour heftig hin und her, seufzte manchmal, und immer, wenn es gut dem Thema sich anpaßte. Schließlich lud er sie zu einer Jause ein.

Sie traten in ein feines Kaffeehaus und setzten sich behaglich auf die von müden Lebensgeistern und entzückenden Frauen abgewetzten Samtsofas. Das kleine Fräulein legte das taubengraue Pompadour auf die Marmorplatte, seufzte wieder, sah sich halb rechts in dem Wandspiegel, zupfte die blonden Löckchen zurecht und bestellte sich einen Kaffee mit sehr viel Schlagobers.

Er... mein Gott, er gratulierte sich stürmisch und sagte sich, daß er heute ein ausgesprochenes, unerhörtes Glück gehabt habe, die Bekanntschaft der kleinen, netten Anmut gemacht, die Anspruchslosigkeit in Person erwischt, und vorauszusehen war, daß die Treue diesmal eine ewige sei...

In seine Betrachtung hinein sagte das treu aussehende Fräulein:

„Ach, so ein Kostüm, von der Dame dort, gefällt Ihnen das?“

„Ganz hübsch!“

„Und solche Schuhe mit den Spangen...“ träumte sie weiter.

Da entfiel ihm plötzlich eine dumme Frage: „Sagen Sie, Fräulein, was würden Sie machen, wenn Sie sehr viel Geld hätten?“

Sie sah ein wenig gestört und unentschlossen auf, dann lächelte sie: „Warum fragen Sie denn so komisch? Das ist ja langweilig!“

„Langweilig? Es interessiert mich!“

„Geld!“ sagte sie. „Das ist ja eine Dummheit. Ich brauche kein Geld! Aber, wissen Sie, was ich will? Häuslichkeit, Möbel, eventuell einen schönen Teppich eine schöne Tafel für zwei, die sich sehr gerne haben und ... einen echten Kanarienvogel, mit einem Wort: ein kleines Heim.“

Sie träumte vor sich hin.

Ferne Musik. Ein Traum im Alltag. Hundert Träume, tausend Träume im Alltag kleiner Mädchen.

„Ein Heim haben, ein kleines Heim, eine eigene Wirtschaft, ein paar Möbel, einen Mittagstisch und ein Abendessen... eine angebrannte Erdäpfelsauce. Es ist die alte Wurscht!“ brummte er.

„Was?“ fragte aufwachend.

Er zahlte plötzlich, ging mit ihr rasch auf die Straße, entschuldigte sich hastig, verabschiedete sich, lächelte ein wenig und war gleich darauf zwischen dem funkelnden Lichterspiel der Autos und Wagen verschwunden.

Sie stand allein da. Grauer, milchiger Nebel schwebte hoch um die Bogenlampen und Baumkronen, blasses Licht strömte durch das Laub, Straßenlärm toste um das kleine Fräulein. Seltsam, dachte sie sich, daß alle Männer die Flucht ergreifen, wenn man vom kleinen Heim zu erzählen beginnt.

Am Namenstag

Bis nach dem Dorfe Gorki konnte es nach meiner Schätzung höchstens drei Werst sein. Dennoch wagte ich es nicht, den Weg zu Fuß zu machen. Der Dreck ging einem buchstäblich bis an die Knie.

Gleich neben dem Bahnhofe, am Gebäude des Kooperativs, stand ein Dorffuhrwerk. Ein älterer Bauer mit einer Pelzmütze machte sich beim Pferde zu schaffen.

„Na, Onkelchen“, fragte ich „würdest Duch mich wohl bis nach Gorki bringen?“

„Das ginge schon,“ meinte der Muschik. „Es hat aber für mich keinen Zweck, Dich umsonst zu fahren. Ein Rubelchen muß ich Dir schon abnehmen, lieber Mann. Der Weg ist schon sehr beschwerlich.“

Ich setzte mich in das Gefährt, und wir fuhren los. Der Weg spottete allerdings jeder Beschreibung. Es schien, als wäre dieser Weg mit raffiniertester Berechnung so angelegt, daß der ganze Unrat von allen angrenzenden Feldern ausgerechnet dorthin abfließen mußte. Der flüssige Straßenbrei ließ fast das ganze Rad verschwinden.

„Ja, es ist natürlich viel Wasser“, erwiderte gleichmütig der Bauer. Er saß vorn, ließ die Beine hinaushängen und schnalzte ununterbrochen seinem Pferde zu. Uebrigens schnalzte er während der ganzen Fahrt mit der Zunge. Kaum hörte er für eine Minute auf zu schnalzen, so legte das Pferdchen die Ohren zurück und blieb gutmütig stehen.

Wir waren etwa hundert Schritt gefahren, als plötzlich hinter uns, vom Kooperativ her, eine durchdringend kreischende Weiberstimme erscholl. Ein Frauenzimmer mit grauem Kopftuch ging hastig hinter dem Wagen her, mit Mühe die Füße durch den weichen Schlamm schleppend. Dabei gestikulierte sie heftig und schimpfte, was das Zeug hielt.

„Ach, Du alter Landstreicher,“ schrie das Weib, deren Stimme sich bei einzelnen Worten in Kreischen überschlug. „Wen hast Du denn da mitgenommen, Du Haderlump? Lüdrian, hinterlistiger!“

Mein Muschik wandte sich um und schnalzte in seinen Bart „Ach, so ein Parasit von Frauenzimmer,“ sagte er lächelnd; „die keift nicht schlecht.“

„Was will sie denn?“

„Der Henker solls wissen,“ sagte er und schneuzte sich. „Wohl nichts anderes, als daß sie in den Wagen will. Hat, wie mir scheint, keine Lust, durch den Dreck zu stapfen.“

„Dann mag sie doch aufsitzen“, schlug ich vor.

„Dreie kann ich nicht fahren,“ erwiderte Muschik. „Der Weg ist ohnehin sehr beschwerlich.“

Die Frau hatte die Röcke bis an den Bauch gehoben und stapfte immer schneller; aber in dem Schlamm war es natürlich schwer, uns einzuholen.

„Du hattest wohl erst mit ihr ausgehandelt, nicht wahr?“ fragte ich.

„Warum ausgehandelt?“ antwortete der Bauer. „Das ist doch meine Frau. Was soll ich denn mit ihr noch aushandeln?“

„Wie? Was sagst Du? Deine Frau?“ fragte ich verblüfft. „Warum hast Du sie dann überhaupt mitgenommen?“

„Die Alte hat mir keine Ruh' gelassen. Sieh mal, sie hat doch heute ihren Namenstag. Na, da sind wir eben einkaufen gefahren; zum Kooperativ.“

Mir, dem Städter, war es nun furchtbar peinlich, im Wagen zu sitzen, umso mehr als das Namenskind jetzt immer lauter und lauter auf mich, meine Angehörigen und ihren wenig ehrenwerten Gatten schimpfte. Ich gab dem Bauer einen Rubel, sprang vom Wagen und sagte: „Soll die Frau aufsitzen. Ich laufe ein wenig.“ Der Bauer nahm den Rubel und steckte ihn, ohne dabei die Mütze abzunehmen, irgendwo ins Haar. Auf das Namenstagskind wartete er indessen nicht. Er schnalzte wieder mit der Zunge und fuhr weiter. Ich schritt mannhaft nebenher, hielt mich mit einer Hand am Wagenrad fest und fragte schließlich: „Nun, warum nimmst Du sie denn nicht auf?“ Der Bauer seufzte schwer: „Der Weg ist ohnehin sehr beschwerlich. Jetzt kann ich sie nicht aufnehmen... Schadet ihr auch nichts, der Alten. Die ist ja zäh, die Hexe.“

Ich stieg im Fahren wieder in den Wagen und fuhr nun bis ans Dorf heran, wobei ich mich allerdings bemühte, weder meinen Fuhrmann noch die Frau, die heute ihren Namenstag feierte, anzublicken. Der Muschik schwieg finster. Erst als wir vor seinem Hause angelangt waren, sagte er: „Der Weg ist ohnehin sehr beschwerlich; das wollte ich nur sagen. Für einen solchen Weg müßte man schon drei Rubel verlangen.“

Während ich ihn bezahlte und mich erkundigte, wo der Vorsteher zu finden wäre, war das Namenskind herangekommen. Sie war in Schweiß gebadet. Sie zupfte die Röcke zurecht und sagte einfach, ohne ihren Mann anzuschauen? „Abladen? Wie?“

„Natürlich abladen“, sagte der Muschik. „Die Waren können doch nicht den ganzen Sommer hier liegenbleiben.“

Die Frau trat an den Wagen, lud ihre Einkäufe ab und trug sie ins Haus

Diner bei Herrn Will

Von Bernhard Zebrowski.

Daß es so einen Ort wie dieses Sednitz am Sednitzer See in unserer Zeit überhaupt noch geben kann...

Allerlei Menschen wohnen dort, und über jeden von ihnen gibt es viele Geschichten. Es gibt zahllose lustige Anekdoten über den wunderlichen alten Pastor Hauser, manches derbe Scherzwort wird dem eisgrauen General von Bühler zugeschrieben. Frau von Rubin, so jung sie noch ist, hat schon ihre Geschichte: jenen nächtlichen Besuch eines Unbekannten, über den sich ihr dreiundvierzig Jahre älterer Gatte, der berühmte Professor von Rubin, zu Tode grämte. Der Major Herkens ist zwar ein Mann, über den man sich nicht viel erzählen kann; aber in seinem Hause spukt es. Der Major und seine Frau wollen es nicht glauben, obwohl doch ganz Sednitz weiß, daß in der Herkensvilla der Geist des Grafen August Fagel umgeht, den sie vor zweihundert Jahren unter der einsamen Kiefer begruben. „I, keine Spur!" sagt Herkens.

Ueber keinen aber wird so viel Seltsames geraunt und getuschelt wie über Herrn Will vom Berg. Manche halten ihn für verrückt, aber das ist er wohl nicht. Die alten Pilzweiber sagen, er sei schon längst tot und nur sein Gespenst lege noch dort oben auf dem Berg. Seitdem haben sie noch mehr Angst vor ihm, wenn er auf seinem fuchsroten Gaul über die Dorfstraße geritten kommt, immer in seiner Pelzjacke, immer fröstelnd, selbst im heißesten Sommer.

Er ist der Herr am Sednitzer See. Jedes Stückchen Boden gehört ihm dort. Deswegen ist all und jeder von ihm abhängig.

Er sitzt auf seinem Berg und verachtet die Welt und Sednitz auch. Aber er braucht die Sednitzer. Woher sollte er Arbeiter für sein Gut nehmen, wenn nicht aus Sednitz? Mit wem soll er sich unterhalten, wenn nicht mit Bühler oder Herkens oder allenfalls mit dem Pastor? Er braucht sie. Bisweilen aber rächt er sich dafür.

Niemand wagt es, auch nur zu denken, daß man sich Herrn Will widersetzen könnte. Wenn Herr Will sagt: „Kommt!", so kommen sie, wenn er sagt: „Geht!", so gehen sie, denn mit dem Alten vom Berg ist nicht zu spaßen. Sie gehorchen ihm, obwohl sie wissen, daß seine Bosheit keine Grenzen kennt, wenn er sie fühlen lassen will, wer der Herr ist.

Einmal aber trieb er es doch so weit, daß er monatelang auf Gesellschaft verzichten mußte.

Franz, den Herr Will als Jungen lahmgeschlagen hatte, ging in die Herkensvilla und richtete mit seiner plärrigen Stimme seine Botschaft aus: „Der gnädige Herr gibt sich die Ehre, die Herrschaften zu morgen abend zu Tisch zu bitten." So hatte Herr Will es ihm eingelernt.

Er ging zum General, zu Frau von Rubin und ins Pastorhaus: „Der gnädige Herr gibt sich die Ehre, die Herrschaften..."

„Na, kommen sie?" fragte Herr Will, als der lahme Franz zurückkehrte.

„Die Herrschaften lassen vielmals danken. Sie kommen alle."

Herr Will hustete keuchend durch die braunen Zähne: er lachte.

*

Sie kamen.

Als erster der Pastor Hauser, der heute zerstreuter war denn je. Seit dem frühen Morgen hatte er in Haus und Garten seinen alten, weißen Kater gesucht, an dem er mit zärtlicher Liebe hing. Der Kater war verschwunden. Der Kater war durchaus kein Vagabund, und der Pastor stand vor einem Rätsel.

Kurz darauf erschienen der General, Frau von Rubin und das Ehepaar Herkens.

Herr Will schien ausgezeichneter Stimmung zu sein. Galant reichte er der Majorin den Arm und geleitete sie zu Tisch. Der General führte Frau von Rubin, und Herkens mußte es sich an dem Pastor genug sein lassen.

Sie erkannten ihren Gastgeber kaum wieder, so gesprächig und heiter war er an diesem Abend.

Nur der Pastor dachte unentwegt an seinen verlorenen Kater. Aber er sagte kein Wort darüber.

Es gab Hasenbraten. Es wurde gut gekocht auf dem Berg, das mußte man sagen. Und reichlich. Und um seinen Weinkeller beneidete Bühler den Alten schon lange.

Man war bald in bester Laune. Der Alte war heute offenbar friedfertig, und die Gäste widmeten sich ausgiebig und arglos den Freuden der Tafel. Herr Will war der lebhafteste von allen. Er sprach mit jedem, trank und lachte.

„Na, Pastor," fragte er plötzlich, „wie geht es eigentlich Ihrem ollen Kater?"

„Denken Sie, Herr Baron," sagte der Pastor betrübt, „er ist weg. Den ganzen Tag lang suche ich ihn schon. Aber er ist einfach weg."

„Weg?" fragte Herr Will. Dabei lachte er boshaft.

„Weg?" sagte der Major, und legte mit einem Ruck Messer und Gabel hin.

„Und Sie, gnädige Frau," fuhr der Alte an Frau von Rubin gewandt fort, „besaßen doch eine reizende, gefleckte Katze?"

„Nun wissen wir wenigstens, wo dem Pastor sein scheinheiliger Kater steckt, Gottsdonnerwetter!" dröhnte Bühler.

„Besaß?" sagte Frau von Rubin. „Ich besitze sie noch. Das heißt —"

„Das heißt —?" fragte Herkens erregt.

Herr Will lachte vor sich hin.

„Das heißt, ich habe sie zwar seit gestern abend nicht mehr gesehen..."

„Auch weg?" sagte der Pastor, „Ihre auch weg, gnädige Frau?"

Der General schien auf einmal sehr nachdenklich zu werden.

„Eugenie," fragte der Major, der sich kaum mehr beherrschen konnte," „hast du heute unsere Pussy gesehen?"

„Nein," sagte die Majorin.

„Auch weg!" hustete Herr Will. „Auch weg!"

„Gottsdonnerwetter!" schrie plötzlich der General von Bühler und faßte sich an den Kopf. „Es ist ja noch gar keine Hasenzeit!" Dann tupfte er mit der Serviette an seinem Mund herum, als wollte er ihn ganz fest verschließen.

Herr Will winkte den lahmen Franz heran: „Seine Exzellenz wünscht noch Braten."

Franz lief nach der Schüssel, aber der General stand kerzengerade auf: „Essen Sie Ihre Dachhasen allein, Herr Baron!"

Dann ging er sehr hastig hinaus.

„Joachim!" kreischte die Majorin, „wie gräßlich! Ich will nach Hause!"

Herkens machte eine knappe Verbeugung gegen Herrn Will und führte die beiden bleichgewordenen Damen aus dem Speisesaal.

Der Pastor erreichte mit Mühe die Veranda und lehnte sich weit hinaus. Ihm war alles gleichgültig, wenn er sich nur rasch dieses Abendessens wieder entledigen konnte.

Herr Will hockte in seinem Lehnstuhl und hustete sich halb zu Tode vor Lachen.

*

Am nächsten Morgen kam der lahme Franz mit einem verschlossenen Henkelkorb vom Berg herunter. Er ging ins Pastorat und überreichte dem geistlichen Herrn den vergnügt miauenden weißen Kater. In der Herkensvilla lieferte er die graue Pussy ab, und Frau von Rubin bekam ihre Buntgefleckte zurück.

Und überall richtete er mit plärriger Stimme aus: „Der gnädige Herr läßt sagen, es waren Karnickel!"

Die Rache

Von Salamon Dembitzer.

In später Nacht ist es mir eingefallen, mein Zimmerchen zu verlassen und in den schmalen Gassen der großen, fremden Stadt herumzuspazieren, wo ich mich schon einige Wochen aufhielt, in der Meinung, hier lebe die phlegmatischste Menschenrasse, der ich je begegnet sei.

Die Nacht war unheimlich dunkel, leuchtende Laternen zeigten den Weg. Es war sehr still und etwas schaurig. Alles ringsum schlief... in einem Fenster sah man Licht... irgendwo weinte ein Kind!...

Gehend dachte ich, daß in allen Ländern, wo Städte und Gassen sind, Menschen wohnen, Menschen, die ihre Energie darauf verwenden, das bißchen elende Leben zu Ende zu bringen... und manchmal, in höchster Verzweiflung und Sorge, kommt eine Minute, da sie sich vielleicht fragen: wozu das alles?!... Aber diese Fragen nützen nichts. Sie sind schon so oft gestellt worden!

Ich war vielleicht eine Viertelstunde gegangen, als mich plötzlich ein Husten aus meinen Gedanken riß. Ich drehte mich um, konnte aber nichts sehen, so finster war es. Bei diesem Haus muß jemand stehen, — hatte ich das sichere Gefühl! Ich zündete mir eine Zigarette an und bemerkte beim Schein des Streichholzes einen auffallend blassen Mann in den dreißiger Jahren. Er stand in den Winkel eines Hausflurs gepreßt. Merkwürdig erschrockene Augen schauten mich an.

Verlegen sprach ich den Mann an:

„Entschuldigen Sie, wie spät wird es jetzt wohl sein? Schade, daß alle Kaffeehäuser in der Stadt schon geschlossen sind! Wenn man nicht schlafen kann, muß man in dieser Finsternis herumlaufen!"

Eine matte, durchaus feine Stimme antwortete mir hastig: „Sie können auch nicht schlafen?... ich kann auch nicht schlafen!... alle Menschen können nicht schlafen!... Oder glauben Sie, daß die da oben in ihren Stübchen schlafen können?... Wissen Sie, was die jetzt tun? Sie zanken sich, oder betrügen und belügen sich, wachend oder im Traum! Ist das nicht dasselbe?!"

Mein Herz klopfte unruhig... „ein Verrückter!" dachte ich bei mir.

„Ja", antwortete ich dann gezwungen freundlich. „Sie haben recht, wirklich recht!... aber wissen Sie vielleicht den nächsten Weg zur Hauptstraße,"...

Er hatte sicherlich bemerkt, daß mir seine sonderbare Antwort wenig gefiel und daß ich die Absicht hatte, fortzulaufen. Vielleicht begann er deshalb jetzt so langsam und resigniert zu reden:

„Wenn Sie wollen, werde ich Sie dorthin bringen. Aber es ist doch jetzt alles geschlossen!... Folgern Sie bitte nicht aus meinen hastigen Reden, daß ich möglicherweise im Kopf nicht richtig bin. Uebrigens... vielleicht bin ich es wirklich nicht! Wer weiß?... Aber wenn Sie mir einen Gefallen tun wollen... Sie haben ja Zeit!... Vielleicht können Sie mir auch einen Rat geben! Ich werde ihn befolgen, auf Ehrenwort, das werde ich tun! Schon wochenlang suche ich einen Menschen, der mir einen Rat geben soll. Sagen Sie, sehen Sie dort gegenüber das kleine leuchtende Fensterchen, dort im zweiten Stock, wo der halbe Vorhang weggezogen ist... sehen Sie es schon? Dort wohnt, mein Unglück... unterbrechen Sie mich nicht! Haben Sie keine Angst! Ich bin nicht verrückt! Manchmal wünsche ich zwar, es zu werden! Aber man wird es nicht... man wird es nicht! Sie heißt Mathilde, mein Unglück nämlich... und ich liebe ihren Körper. Mein Gott, warum soll man Fleisch nicht lieben können?... Sie ist meine Frau! Und seit einer Stunde habe ich nun von diesem Platz aus beobachtet, daß sie von einer Untreue zurückgekehrt und in unser Heim hinaufgegangen ist. Vor zwei Jahren, als ich sie zum erstenmal dabei erwischte, habe ich sie von meiner Tür gejagt wie einen Hund! Wissen Sie, was nachher geschah? Ich habe mich gesehnt, ich habe mich schrecklich gesehnt! Ich habe mich in meinem Bette hin und her gewälzt! Ich habe geschrien zu Gott und konnte nicht leben und sterben, bis ich sie nach langem Suchen fand und auf den Knien gebeten habe, zurückzukommen. Und ich habe das Versprechen geben müssen, daß sie tun und lassen kann, was sie will! Ja! Dieses Versprechen mußte ich ihr geben! Und seit dieser Zeit habe ich keine Ruhe mehr... erwische ich sie wieder bei einer Untreue, dann flehe ich nur und weine, aber ich habe Angst, irgend etwas zu tun... ich habe Angst, daß sie mich wieder verläßt und ich mich im Bett herumwälze...! Als sie heute nacht um zwei Uhr wieder nicht zu Hause war, hielt ich es nicht aus und ging hier herunter... hier, wo Sie mich jetzt sehen... und wartete... Vor einer halben Stunde ist sie nach Hause gekommen... ich sah sie schon von weitem. Nun zieht sie sich gewiß dort oben aus! Was ich tun werde?... Gar nichts! Uebrigens habe ich hier einen Stein in der Tasche, sehen Sie, würden Sie mir nicht raten, ihn hinaufzuschmeißen? Er wird sicherlich die Scheiben zerbrechen, Möbel beschädigen und vielleicht sie treffen... Aber was schadet das? Sie wird ja nicht wissen, wer es getan hat! Woher soll sie es wissen? Und etwas muß man doch tun, nicht wahr?... Sie raten mir nicht dazu? Aber ich tue es trotzdem... sehen Sie!"

Eine Sekunde später hatte ein mächtiger Knall das klirrende Fensterscheibchen ausgeschlagen! Der Schrei einer entsetzten Frauenstimme erscholl.

Gleichzeitig wurden von allen Seiten Fenster aufgerissen, verschlafene Menschen zündeten ihre Lämpchen an... hastige Schritte klangen von weitem...

*

Später fand ich mich in einer anderen Straße wieder und bemerkte, wie die Nacht langsam schwand. Der Himmel wurde grauer, und wieder stieg ein neuer Tag herauf, war im Begriff, über diese elende Welt zu kommen.

Gattenmord aus der Entfernung

Eine neue Methode, seine Frau umzubringen. — Der Tod an der Quelle.

Die Zahl der Gattenmörder steigt von Tag zu Tag; aus allen Gegenden der Welt kommen die Nachrichten, daß und wie sich die verschiedenen Ehepaare ins Jenseits befördern. Ganz natürlich, daß die Mörder und Mörderinnen auf immer neue Methoden verfallen, den Partner aus dem Leben zu schaffen, so daß es möglichst niemand merkt. Signore Tommaso hatte auf den Aberglauben seiner Frau Manila spekuliert und recht behalten. Dieser Tommaso hatte von jeher die Gewohnheit, andere für sich arbeiten zu lassen und selber nichts zu tun. Eine Zeitlang ging das ganz gut, weil er aus vermögendem Hause stammte; aber dann ging ihm das Geld aus, und weil er ein hübscher Kerl war, verlegte er sich auf die Brautsuche. Fand auch bald ein junges Ding, das auf ihn hereinfiel und mit ihm zum Traualtar schritt. Ihr nicht unbeträchtliches Vermögen wurde auf den Mann überschrieben, der anfangs außerordentlich sparsam wirtschaftete, so daß die Eltern Manilos, die gegen die Heirat gewesen waren, anfingen zu glauben, ihr Schwiegersohn sei doch ein ordentlicher Mensch.

Tommaso aber hatte nicht die Absicht, in Italien bei seiner Frau zu bleiben, er wollte nach Amerika, um dort das Geld besser und unbeaufsichtigt an den Mann bringen zu können. Und eines Tages war er richtig fort, ausgerückt, abgefahren, keiner wußte wohin. Man dachte, ein Unglück sei ihm zugestoßen, benachrichtigte die Polizei,

suchte ein halbes Jahr.

Da kam aus Amerika ein Brief mit der Nachricht, Tommaso habe sich bestens eingelebt, sei auf dem Wege, eine glänzende Stellung zu bekommen und werde Manila nachkommen lassen, sobald der Vertrag perfekt sei.

Zwar waren die Eltern etwas skeptisch, weil sie sich nicht denken konnten, daß jemand eine glänzende dotierte Stellung erhalte, der noch nie im Leben gearbeitet habe; aber Manila war froh und glücklich, und schrieb, sie werde sofort nachkommen, sobald er es befehle. Da er weder befahl, noch jemals etwas von sich hören ließ, fuhr sie unaufgefordert hinüber, um sehr bald die Entdeckung zu machen, daß Tommaso weder eine Stellung habe, noch etwas arbeite, noch sich über ihre Ankunft freue. Ja er benahm sich derart unglaublich zu der Frau, deren ganzes Vermögen zu vergeuden ihm bereits in kurzer Frist gelungen war, daß sie mit einem der nächsten Dampfer wieder nach Italien zurückkehrte.

Unterwegs erkrankte sie, und weil sie vor Angst und Scham ihren Eltern nicht vor die Augen treten wagte, begab sie sich in ein Hospital, und schrieb ihrem Manne, er solle ihr helfen, Geld schicken, selbst kommen, kurzum — sich ihrer annehmen. Und was sie nicht erwartet hatte, geschah: Tommaso schrieb einen vor Liebe und Glück triefenden Brief, versicherte sie seiner unerschütterlichen Liebe, und kündigte an, er werde mit zwei der besten Neuyorker Aerzte an ihr Krankenbett eilen. Wer nicht eilte, war Tommaso. Statt dessen kam ein kleines Paket mit einem Zettel.

Darauf stand, es sei ihm gelungen, eine wundertätige Medizin für teures Geld aufzutreiben, die sofort jede Krankheit aus dem Körper treibe. Allerdings müsse diese in der Einsamkeit eingenommen werden, und zwar schlug er ihr die Quelle des Val Grande vor, die hoch in den Bergen im dichten, finsteren Walde liegt, wo keines Menschen Fuß wochenlang die einsamen Pfade betritt.

„Verbrenne diesen Zettel sofort!"

stand ganz unten mit Bleistift gekritzelt.

Manila, hocherfreut, daß ihr Mann so für sie sorge, erhob sich vom Krankenbett, bestieg einen Wagen, ließ sich in den Hochwald fahren, und ging dann zu Fuß bis zur angegebenen Quelle, wo sie niederkniete, das Fläschchen austrank, und auf der Stelle tot umfiel. Den Zettel hatte sie zu verbrennen vergessen oder wollte es erst nachher tun. So fand man sie, allerdings erst nach Wochen, und es dauerte lange, bis man die Person der Toten identifiziert hatte. Sofort wurde die Neuyorker Polizei benachrichtigt und angewiesen, den Mörder zu verhaften; aber das Kabel war schneller gewesen, und der Italiener hatte bereits das Weite gesucht.

Das war im Mai 1926, zwei Jahre vergingen, und Manila ruhte schon lange unter der Erde, da gelang es endlich, Tommaso in Uruguay zu verhaften, wo er als Kellner in einer Hafenkneipe von Montevideo arbeitete. Zurzeit schwimmt er bereits auf dem Ozean, wohlverwahrt in der Kabine eines Schiffes, und sieht seiner Aburteilung entgegen für ein Verbrechen, das man in Italien den „Mord aus der Entfernung" nennt.

Schwejk wird superarbitriert

Von Jaroslav Hašek.

In jeder Armee gibt es Lumpen, die nicht dienen wollen. Es ist ihnen lieber, wenn ganz gewöhnliche Zivilmameluken aus ihnen werden. Diese geriebenen Kerle beschweren sich beispielsweise, daß sie einen Herzfehler haben, obwohl sie vielleicht nur an Blinddarmentzündung leiden, wie die Sezierung ergibt. Auf solche und ähnliche Weise wollen sie sich ihren militärischen Pflichten entziehen. Aber wehe ihnen! Noch gibt es eine Superarbitrierungskommission, die ihnen gehörig zur Ader läßt. So ein Kerl beklagt sich, daß er einen „Plattfuß" hat. Der Regimentsarzt verordnet ihm Glaubersalz und ein Klystier und der „Plattfuß", „Nichtplattfuß" läuft hin und her als hätte man ihm den Kopf in Brand gesteckt und am Morgen sperrt man ihn ein.

Ein anderer Falott klagt, daß er Magenkrebs hat, man legt ihn auf den Operationstisch und sagt ihm: „Bei vollem Bewußtsein den Magen öffnen." Bevor man ausgesprochen hat, ist der

Magenkrebs verschwunden, und der durch ein Wunder geheilte wandert in den Arrest.

Die Superarbitrierungskommission ist eine Wohltat für die Armee. Gäbe es sie nicht, würde sich jeder Wehrpflichtige krank und den Tornister zu tragen ungeeignet fühlen. Superarbitrierung ist ein Wort lateinischen Ursprungs. Super — über, arbitrate prüfen, beobachten. Superarbitrierung also „Ueberprüfung".

Gut war der Ausspruch eines Stabsarztes: „So oft ich einen Maroden untersuche, tue ich dies mit der Ueberzeugung, daß man nicht von einer „Superarbitrierung" (Ueberprüfung) sprechen soll, sondern von „superdubitare" — „Ueberzweifeln", ob der Kranke nicht gesund ist wie ein Fisch. Von diesem Prinzip gehe ich auch aus. Ich verordne Chinin und Diät. Nach drei Tagen bittet er, man möge ihn um Himmelswillen aus dem Spital entlassen. Und wenn so ein Simulant inzwischen stirbt, tut er dies absichtlich. um uns zu ärgern, und damit er seinen Schwindel nicht absitzen muß. Also „superdubitare" und nicht „superarbitrare". An jedem bis zum einem letzten Atemzug zweifeln."

Als man den braven Soldaten Schwejk superarbitrieren wollte, beneideten ihn alle in der Kompagnie.

Der Gefängnisprofoß, der ihm das Mittagessen in den Arrest brachte, sagte ihm: „Du Saukerl, du, du hast Glück. Du wirst nach Haus gehen, wirst superarbitriert werden was Zeug hält".

Aber der brave Soldat Schwejk antwortete ihm: „Melde gehorsamst, das geht, bitte nicht. Ich bin gesund wie ein Fisch und will Seiner Majestät dem Kaiser bis zu meinem letzten Atemzug dienen."

Mit einem glücklichen Lächeln legte er sich auf das Kavalet. Der Profoß meldete diese Aeußerung Schwejks dem Tagesoffizier Müller.

Müller knirschte mit den Zähnen. „Den Lumpen werden wir mores lehren" rief er, „er soll nicht meinen, daß er beim Militär bleiben kann. Er muß zumindestens Flecktyphus bekommen, selbst wenn er davon verrückt werden sollte."

Inzwischen erklärte Schwejk einem eingesperrten Kompagniekameraden: „Ich werde S. M. dem Kaiser bis zum letzten Atemzuge dienen und niemand darf mich vom Militär wegjagen, nicht einmal, wenn der Herr General käme und mir einen Tritt in den Hintern geben möchte. Ich möchte zu ihm zurückkommen und möchte sagen: Melde gehorsamst, Herr General, daß ich S. M. dem Kaiser bis zum letzten Atemzug dienen will und daß ich zur Kompagnie zurückkomme. Und wenn man mich hier nicht wollen möchte, melde ich mich zur Marine, damit ich wenigstens auf dem Meer S. M. dem Kaiser diene. Und wenn man mich dort auch nicht wollen möcht und der Herr Admiral mich auch dort in den Hintern kieken möcht, weil ich S. M. dem Kaiser in der Luft diene."

In der ganzen Kaserne glaubte man jedoch aufrichtig daß man den braven Soldaten Swejk vom Militär fortjagen würde. Am dritten Juni holte man ihn mit einer Bahre im Arrest ab, band ihn nach einem wütenden Widerstand mit Riemen an die Bahre fest und trug ihn ins Garnisonspital. Ueberall, wo man ihn vorübertrug, ließ sich von der Bahre herab ein patriotisches Losungswort vernehmen. „Soldaten, helft mir, ich will Seiner Majestät dem Kaiser weiter dienen."

Man schaffte ihn auf die Abteilung für schwere Erkrankungen und Stabsarzt Jansa untersuchte ihn flüchtig. „Du hast eine vergrößerte Leber und ein Fettherz, Schwejk, weit hast du's gebracht, wir müssen dich vom Militär nach Hause schicken."

„Melde gehorsamst," ließ sich Schwejk vernehmen, daß ich gesund bin wie ein Fisch. Was möcht, melde gehorsamst, die Armee ohne mich anfangen? Melde gehorsamst, daß ich zur Kompagnie will und daß ich Seiner Majestät dem Kaiser treu und ehrlich dienen wer', wie es sich für einen ordentlichen Soldaten schickt und gebührt."

Man verordnete ihm ein Klystier, und als es ihm der Sanitätssoldat Ruschin Boschkowsky verabreichte, da sagte der brave Soldat Schwejk in dieser heiklen Situation würdevoll: „Bruder, schon mich nicht, wenn ich mich nicht vor den Italienern gefürchtet hab', fürcht' ich mich auch vor deinem Klystier nicht. Ein Soldat darf sich vor nichts fürchten und muß dienen, das merk dir."

Dann fuhr man ihn hinaus und auf dem Abort bewachte ihn ein Soldat mit einem geladenen Gewehr.

Hierauf brachte man ihn wieder zu Bett, und der Wärter Botschkowsky ging um ihn herum und seufzte: Verdammt noch einmal, hast du Eltern?"

„Ja."

„Von hier wirst du wohl kaum herauskommen, du Simulant."

Der brave Soldat Schwejk versetzt ihm eine Ohrfeige.

„Ich bin ein Simulant? Ich bin vollkommen gesund und will Seiner Majestät dem Kaiser bis zum letzten Atemzug dienen."

Man legte ihn in Eis. Drei Tage war er in Eiskonpressen eingepackt und als der Stabsarzt kam und ihm sagte: „Nun, Schwejk, du wirst halt doch vom Militär nach Haus gehen", erklärte Schwejk „Melde gehorsamst, Herr Stabsarzt, daß ich fortwährend gesund bin und weiterdienen will."

Man legte ihn abermals in Eis und zwei Tage darauf sollte die Superarbitrierungskommission zusammentreten und ihn für immer von seinen militärischen Pflichten befreien.

Einen Tag bevor diese Kommission zusammentrat, als sein Entlassungsgesuch bereits ausgefertigt war, desertierte der brave Soldat Swejk aber aus der Kaserne.

Um S. M. dem Kaiser weiterdienen zu können, mußte er flüchten. Vierzehn Tage lang hörte man von ihm kein Wort.

Wie groß war aber die Ueberraschung aller, als der brave Soldat Schweijk vierzehn Tage später bei Nacht vor dem Kasernentor auftauchte und der Wache mit seinem ehrlichen Lächeln auf dem runden Gesicht meldete: „Melde gehorsamst, daß ich mit einsperren lassen will, weil ich desertiert bin, damit ich S. M. dem Kaiser bis zum letzten Augenblick weiterdienen kann."

Sein Wunsch wurde erfüllt. Man brannte ihm ein halbes Jahr auf.

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Tschechischen von Grete Reiner.)

Der Mörder wider Willen

Novelle von Axel Rasmussen.

Er saß an dem offenen Fenster des Straßenbahnwagens, der ihn aus der Stadt nach seiner in einem Vorort gelegenen Wohnung führen sollte. Es war Mitternacht und er war müde und abgespannt. Dennoch versuchte er bei dem matten und unangenehmen Licht zu lesen — er las immer, nur um zu vergessen, wie einsam, wie verloren und fremd er in dieser Stadt lebte, ohne Freunde, ohne Geliebte — nur Arbeit und wieder Arbeit.

Als die Bahn den Außenring der Stadt verlassen hatte, sog er mit einem unbeschreiblichen Behagen die warme, nach Gras und Erde duftende Luft ein, die von draußen hereinströmte. Es war später Sommer, aber so warm, fast schwül, als wäre es Juli. Hier draußen, dicht vor dem plötzlich abbrechenden Häusermeer, dehnten sich noch Aecker und Wiesen, gar nicht weit ab gab es sogar ein dicht bewachsenes Gehölz. Man spürte den Geruch der Kiefernnadeln, obgleich man nichts von der Landschaft erkennen konnte, die da dunkel und geheimnisvoll an den hellen Wagenfenstern vorüberglitt. Irdendwo an dem schwarzen Himmel stand ein matter und zarter Lichtschein — der Mond quälte sich durch eine schwere und schwarze Wolkenwand hindurch.

Einmal, als der Wagen an irgendeiner Stelle ein paar Sekunden gehalten hatte, zwang ihn etwas, von dem Buche, das ihn gar nicht fesselte, aufzuehen. Und er entdeckte auf dem gegenüberliegenden Sitzplatze ein Mädchen, das vorher nicht dagewesen war. Sie mußte also wohl eben erst eingestiegen sein. Er musterte sie scheu. Ein schmales, bräunliches Gesicht, große braune und ernsthafte Augen, über denen sich die starke Brauen wie hohe Bogen wölbten, feingliedrige und sorgfältig gepflegte Hände und — wie er mit einem bodenwärts streifenden Blick feststellte — schlanke wohlgeformte Fesseln. Sie war mit gesuchter Einfachheit, aber überaus vornehm und gut angezogen, ein schiefergraues Kostüm und unter der halboffenen Jacke eine leichte Bluse aus roter Seide. „Zwanzig Jahre," konstatierte er, ihr Bild in sich hineintrinkend. Wie schön doch so ein feines gepflegtes Wesen aussieht, so duftig und so betörend in der bezaubernden Rhythmik seines Gliederbaues, wie ein Märchen, wie der Sommer selbst. Und wir, wir Männer — noch im besten Falle sind wir tolpatschige und ungefüge Bären."

Er wurde fast traurig bei dieser Vorstellung und er streichelte sie mit seinen Blicken. Da beugte sie sich einen Augenblick vor, um irgend etwas an ihren Schuhen in Ordnung zu bringen, und für eine Sekunde Flüchtigkeit sah er unter dem sich etwas verschiebenden Ausschnitt ihres Kleides den Ansatz ihrer Brust, — o nur ganz wenig, nur eine schattenhaft angedeutete Kurve, eine ganz schüchterne Wölbung auf der matten, bräunlichen Haut, ein beinahe rührend anmutendes Symbol ihres Weibtums. Es war ein Augenblick, schon lehnte sie sich wieder korrekt und ein bißchen gelangweilt an die Rückenlehne ihres Sitzes, doch genügte dieser eine blitzschnelle Blick, diese so keusche und unbewußte Enthüllung, um ihm alles Blut ins Herz zurückzujagen. Er wurde blaß — irgend etwas, was lange in ihm geschlafen, was er durch Jahre und Jahre mühsam oder manchmal auch leicht, mit einem einzigen Ruck seines Willens unterdrückt hatte, reckte plötzlich in ihm hoch — riesengroß! Irgendeine geheimnisvolle, unergründliche Sehnsucht nahm Gestalt an und griff nach ihm, eine unerklärliche Erregung bemächtigte sich seiner, daß seine Glieder leise, aber schmerzhaft fast zu zittern begannen. „Wie arm muß ich geworden sein," dachte er mit zusammengebissenen Zähnen, „wie enterbt und wie durstig, daß der Anblick eines Eckchens Frauenhaut mich derart zu erschüttern vermag." Und er griff, um sich abzulenken, mit einer harten und ungeschickten Bewegung nach seinem Buch und versuchte zu lesen. Doch die Buchstaben begannen einen irrsinnigen Tanz auf dem Papier und ganz vergeblich bemühte er sich, irgend etwas zu verstehen, Mit einem resignierten Seufzer legte er da das Buch beiseite und schloß die Augen. Aber auch jetzt sah er nur diese schattensüße, feine Kurve, diese Andeutung einer fast kindlich zarten und kleinen Mädchenbrust. Da hob er verzweifelnd die Lider — klar und ernst stand vor ihm das Antlitz des Mädchens, und er trank die sanfte Rundung dieser Linien um Wangen und Kinn wie ein entzückendes Geheimnis in sich hinein. Ja, und dann, als sie einmal halb abwesend und träumerisch lächelte, irgendeines freundlichen Erlebnisses gedenkend —, da entdeckte er, daß sie einen schön geschwungenen Mund hatte, edel geformte und blutend rote Lippen. „O, ich muß diese Lippen einmal küssen," stammelte er in sich hinein, und seine heißen Augen bettelten um ein Glück, das er sich nicht mehr auszumalen vermochte, so lange war es her, seit zum letzten Male ein Mädchen an seinem Halse gehangen hatte. Da begegnete — zufällig — ihr Blick dem seinen und sie erschauderte unter der Gier und dem brennenden Begehren, das ihr aus seinen Augen entgegensprang.

Aber er errötete nicht mehr. Er hatte die Hände ineinander verkrampft, bis die Fingernägel tiefe Kerben ins Fleisch schnitten und dachte nur immer: „Küsse mich, du mußt — du mußt — wir sind ja allein im Wagen. Helfe mir doch, sei gnädig, küsse mich — oh!"

Aber dann hielt auch schon der Wagen an irgendeiner etwas abgelegenen kleinen Villenkolonie und sie stand sehr rasch, etwas ängstlich und wie erlöst auf und rauschte an ihm vorbei, so nah, daß er den Duft ihrer Haut zu spüren wähnte, und stieg aus. Und er hätte eigentlich noch weiterfahren müssen, denn er war ja noch nicht zu Hause. Aber, dann, als der Wagen schon losging, kam ein verzweifelter Entschluß über ihn, und er sprang hinaus, das Buch zurücklassend, und wäre fast gestürzt beim Abspringen. Da stand er nun auf dem Felde, das Blut sang und rauschte in seinen Adern, und er keuchte wie nach einer schweren, gewaltsamen körperlichen Arbeit.

Aber nicht länger als drei Sekunden oder kaum soviel stand er neben dem Schienenstrang. Der Mond hatte inzwischen die vorwitzigen Wolken, die ihn behindert hatten, verscheucht und die ganze Landschaft lag still und zärtlich in seinem wehmütigen, silberweißen Licht. In diesem Licht aber ging eilig und fast laufend das Mädchen. Sie war wohl schon hundert Schritte oder mehr noch von ihm entfernt, dennoch, als sie plötzlich ihr Haupt wandte, glaubte er zu erkennen, wie sie erschrak und wie ihr Antlitz aschgrau wurde. Oder ob es nur eine Täuschung war? Im selben Augenblick aber ward ihm bewußt, daß er sie erreichen mußte, noch vor den Häusern dort, daß sie ihm verloren sei, wenn ihm dieses nicht gelänge. Da sprang er an wie ein Tiger und lief, als ginge es um sein Leben. Sie hatte nicht nötig sich umzusehen. Sie hört e das dumpfe Aufschlagen seiner Schuhsohlen auf dem weichen Landweg, und das Grauen hetzte sie vorwärts, den Häusern entgegen.

Er merkte wohl, daß die Angst in ihrem Herzen saß, und sie tat ihm unsäglich leid. Gern hätte er ihr helfen, ihr zurufen wollen: Beruhige dich, ich tue dir ja nichts zu leide — ich will dich nur einmal küssen! Aber er konnte nichts sagen, er hatte nicht Zeit dazu — er mußte sie ja einholen, mußte laufen. Zehn, zwanzig Schritt vor dem nächsten Hause hatte er sie erreicht, griff nach ihrem Nacken, um ihren Kopf zu sich herüberzubiegen. Sie schrie gellend um Hilfe, aber da sie merkte, daß es kein Entrinnen mehr gab, schlug sie ihm in ihrer Todesangst die geballte kleine Mädchenfaust ins Gesicht. Zwei, drei Tropfen Blut sickerten über seine Wange. Er spürte nichts davon — er spürte nur, daß er diesen Mund zum Schweigen bringen müsse, wenn er ihn endlich in Ruhe küssen wollte. Halb mechanisch, noch keuchend vom allzu raschen Lauf, schloß er beide Hände um ihren Hals, um sie am weiteren Rufen zu verhindern. Sie wehrte sich verzweifelt, öffnete immer wieder mit qualvollen, krampfhaften Bewegungen den Mund. Da, aufgeregt durch das Zucken dieses jungen, schönen Mädchenkörpers unter seinen Fingern, drückte er fester zu. Plötzlich röchelte sie dumpf, taumelnd suchte sie Halt, dann wurde ihr Leib seltsam schwer und sank plötzlich wie eine leblose Masse zu Boden.

Einen Augenblick lehnte er zitternd, erschöpft und halb bewußtlos an einem Baum. Wo war er bloß? Vor seinen Augen kreiste ein ungeheures purpurrotes Rad. Dann plötzlich kam ihm die Erkenntnis. „Lieber Gott," stöhnte er und nochmals „lieber Gott". Die Silben krochen gräßlich langsam über seine Lippen wie Kröten. Nun aber, jählings warf er mit einer erschütternden Bewegung beide Hände vor sein Antlitz und fiel nieder über die Leiche des Mädchens, wie ein Erschlagener.

Vergänglichkeit

Von **Hermann Hesse.**

Vom Baum des Lebens fällt
Mir Blatt um Blatt.
O taumelbunte Welt,
Wie machst du satt,
Wie machst du satt und müd,
Wie machst du trunken!
Was heute noch glüht,
Ist bald versunken.
Bald klirrt der Wind
Ueber mein braunes Grab,
Ueber das kleine Kind
Beugt sich die Mutter herab.
Ihre Augen will ich wiedersehn,
Ihr Blick ist mein Stern,
Alles andre mag gehn und verwehn,
Alles stirbt, alles stirbt gern.
Nur die ewige Mutter bleibt,
Von der wir kamen,
Ihr spielender Finger schreibt
In die flüchtige Luft unsre Namen.

Jekto Mal, ein Ehrenrichter

Die Zigeuner, ein Volk des Elends. — Ehrbegriffe und Gerichtsbarkeit. — Ein Menschenfresserprozeß.

In Kaschau (Ungarn) beginnt demnächst ein Prozeß gegen 103 Zigeuner. Die Vorgeschichte dieses Prozesses reicht bis in den Dezember 1927 zurück. Damals wurde in der Nähe von Kaschau ein Kaufmann, in seinem Blute liegend, aufgefunden. Der Verdacht der Täterschaft richtete sich sofort auf die Bande des Zigeuner, Häuptlings Alexander Filke. Der Verdächtige wurde verhaftet und gestand, an der Tat beteiligt zu sein. Im Verlaufe der dann vorgenommenen Vernehmungen ergab sich, daß Filke mit seiner Bande viele Menschen auf dem Gewissen und seine Opfer mit seinen Komplizen regelrecht aufgefressen hat. Insgesamt sollen fünf Menschen von den Zigeunern umgebracht und verzehrt worden sein. Vier Weiber, die an dem furchtbaren Verbrechen beteiligt sind, beteuerten bei ihrer Vernehmung weinend, daß sie durch Schläge gezwungen worden seien, das auf Karren in das Zigeunerlager gebrachte Menschenfleisch zuzubereiten. Der älteste der an den Taten beteiligten Zigeuner ist 22, der jüngste 16 Jahre alt. Sie können weder lesen noch schreiben, haben nie eine Schule besucht und sind vollständig verwildert. Der ermordete Mensch ist ihnen nicht mehr als das geschlachtete Tier.

Mehr noch als Sprache, Dichtung und Musik verbindet die Zigeuner ihre altüberlieferte Volkssitte. Allerdings ist auch dies nur innerhalb der einzelnen Stämme der Fall. Denn bei der Zersplitterung des Volkes und durch Annahme fremder Gewohnheiten haben die „Sinte" (Zigeuner) manches von anderen Völkern angenommen, aber ihre Festlichkeiten arten selten in ein wüstes Gelage aus, und führen niemals zu Händel und Streit, weil das einer Beleidigung des Hauptmanns gleichkommen würde dem jeder Zigeuner Achtung und Gehorsam schuldig ist. Jeder Todesfall, jede Geburt oder eine bevorstehende Heirat muß dem Hauptmann gemeldet werden, der dann jeweils die letztere Gelegenheit benutzt, um eine Festlichkeit mit Hochzeitsreden, Gesang, Musik, Tanz, Schnaps und Trinkgelagen anzuordnen. Er bestätigt die geschlossenen Ehen und kann sie auch wieder trennen. Stirbt ein Hauptmann oder Oberzigeuner, so gestaltet sich das Leichenbegängnis besonders feierlich, wobei es nicht an Trauermusik, Gewehr- und Pistolenschüssen fehlen darf.

In neuerer Zeit wird die Achterklärung bei dem „Ranomotschel" (Zigeunervolk) etwas milder gehandhabt. Und wie schon erwähnt, scheint der Hauptmann nur noch soweit Macht und Achtung zu besitzen, als er die Vollziehung der alten Stammesgesetze besorgt. Im übrigen führt wie bei allen Kulturvölkern der Familienälteste das Wort, wobei allerdings den alten Weibern eine gewichtige Stimme eingeräumt wird. Das Aufgeben von Sitte und Sprache bedeutet immer den nationalen Untergang eines Volkes! Dabei war die nationale Organisation der Zigeuner immerhin ein Schutz vor Demoralisierung. Darum ist die Entnationalisierung der Zigeuner zu bedauern. Sie bedeutet das Herabsinken einer wilden aber edlen Rasse zu den untersten Schichten einer verelendeten Kulturbevölkerung.

Engelbert Wittich.

Lustige Ecke

Kolleginnen. „Die Bierenstein braucht im Monat für 150 Mark Schönheitsmittel und sieht immer gleich abscheulich aus." — „O, das will ich nicht sagen, hast du sie schon mal ganz ohne gesehen?"

*

Ein vorteilhafter Klient. Bürokrat: „Ich möchte mein Leben versichern." — Versicherungsagent: „Mit dem größten Vergnügen. In Anbetracht der unverwüstlichen Lebenszähigkeit Ihrer Gattung können wir Sie sogar nach einem verbilligten Tarif versichern."



Freigewerkschaftliche Rundschau



Wer provoziert den Streik?

Aus einzelnen Nachrichten sind unsere Leser über den Verlauf der Lohnverhandlungen im Bergbau unterrichtet. Wer noch jetzt glaubt, daß von dieser Lohnbewegung die Bergarbeiter irgendwelche Vorteile haben werden, dem ist nicht zu helfen. Aber der Ausgang ist schon heute klar, man wird einige Prozent Lohnerhöhung gewähren, wie dies seit Jahren so in unserem Gebiet üblich ist. Dieses Spiel sind wir gewohnt und es kann nicht anders sein, so lange die gewerkschaftliche Arbeitsgemeinschaft an ihrer bisherigen Taktik festhält und sich den Gang der Ereignisse von den Arbeitgebern diktieren läßt, die ja den besten Schutz von der Regierung erhalten, deren Vertreter genau die gleiche Taktik des Abwartens, Hinauszögerns und schließlich des Schiedsspruches betreibt, dem sich die Arbeiter einfach zu unterwerfen haben. Das war nur möglich, daß man die Konjunktur während des englischen Bergarbeiterstreiks nicht ausgenützt hat und nachträglich immer Erwartungen seitens der Regierung hegte und nicht zur Offensive übergegangen ist. Man erinnert sich in der gewerkschaftlichen Arbeitsgemeinschaft reichlich spät der Betriebsräte, die noch am ehesten in der Lage sind, die Entwicklung der Betriebe zu beurteilen. Erst wenn Not am Mann ist und man nicht mehr weiß, wie ein Ausgang zu finden ist, ruft man Betriebsrätekonferenzen zusammen, die aber an dem faktischen Stand der Lohnverhandlungen nichts mehr zu ändern vermögen. Und auch die neueste Kampfansage der Arbeitsgemeinschaft wird verpuffen, denn an ihre Parole hält sich sowieso kein Arbeiter mehr, hinzukommt, daß sich die einzelnen Richtungen über die Taktik selbst nicht einig sind und zum Schaden der Arbeitnehmer sind sich die Arbeitgeber immer einig und wissen, daß sie das bessere Geschäft machen werden.

Auch während dieser Lohnbewegung sind eine Reihe von Fehlern begangen worden, die nur dem Arbeitgeber zum Vorteil gereichen. In Verkennung des Klassenkampfes in der heutigen Wirtschaftsperiode haben die Gewerkschaften nur zu sehr an der Arbeitsgemeinschaft gehangen und sich von der Ausgleichspolitik leiten lassen, die bei einzelnen Richtungen Formen nationaler Bedingungen annahm, über deren Wert für die Arbeiterschaft kein Streit erhoben werden soll. Aber wo man nationale Voraussetzungen ins Gebiet der Arbeiterforderungen zieht, ist stets sicher nur ein Schaden zu Lasten der Arbeitnehmer zu erwarten. Als einmal im Oktober 1924 die Arbeiterschaft geschlossen hinter den Gewerkschaften stand, hat man diese Situation ungenützt gelassen, ist auf den Kommunistenschwindel reingefallen, mit dem Erfolg, daß seit jener Zeit die Gewerkschaften nicht mehr als Kampforganisationen gegen das Arbeitgebertum angesehen werden. Und aus jenem Versagen der gewerkschaftlichen Arbeitsgemeinschaft resultieren alle kommenden Lohnbewegungen, beziehungsweise deren Ergebnislosigkeit. Jeder ehrlich denkende Gewerkschaftler muß zugeben, daß die bisher erreichten Lohnerhöhungen nie der wachsenden Teuerung gleich gefolgt sind und sie im Laufe der Zeit noch eine Herabsetzung der Lebensbedingungen mit sich brachten. Einmal ist man dem Kampf aus dem Wege gegangen und dies rächt sich bitter, wird auch nicht so schnell überwunden, besonders nicht dann, wenn die heutige Kohlenkrise noch längere Zeit hindurch währt. Hinzukommt, daß der polnische Bergarbeiterverband, Klassenkampfrichtung, sich zu einer ungelegenen Zeit von der Arbeitsgemeinschaft entfernte und so die Arbeitgeber ungewollt einen Helfer für ihren Standpunkt erlangt haben. Dann hat man einen Proteststreik ausgerufen, der leider nicht befolgt wurde, selbst nicht von klassenbewußten Arbeitern, und schließlich stellte sich sogar die gewerkschaftliche Arbeitsgemeinschaft gegen ihn, statt sich die Dinge zu überlegen und den Arbeitern freie Hand zu geben, wenn man schon nicht diesen Proteststreik hat unterstützen wollen. Ihrerseits haben nun die Arbeitgeber jederzeit das beste Argument in der Hand, daß die Arbeiter nicht streiken wollen und daß nur die Gewerkschaften die Treiber sind. Einen solchen Vorwurf, daß die Gewerkschaften die Treiber sind, nehmen wir gern auf uns, denn es ist oberste Aufgabe der Gewerkschaften für die Besserung der Lebensbedingungen Sorge zu tragen, ungehindert dessen, ob es den Arbeitgebern passend erscheint. Aber man muß sich auch eine günstigere Zeitperiode dafür aussuchen, den Arbeitgebern die Taktik aufzwingen und nicht durch langes Warten und Abwarten sich selbst in eine kritische Situation bringen. Seit Januar spielt der Arbeitgeberverband und die Regierung mit den Lohnverhandlungen, es wird nichts Gescheutes daraus, weil man weiß, daß der oberschlesische Arbeiter sich damit abfinden wird. Und so lange die Arbeiter nicht wieder ihren harten Willen zeigen und in den Streik treten, so lange dürfen sie nicht erwarten, daß man ihren Forderungen nachgeben wird. Das ist der größte Fehler der gewerkschaftlichen Arbeitsgemeinschaft, daß sie sich mit Schiedssprüchen abfindet, statt einmal den Kampf durchzuführen, zu zeigen, daß sie Führerin der Arbeiterbewegung ist. Tut sie das nicht, so erkennen die Kapitalisten ihre Schwäche und behandeln sie nicht anders, als ihre Position in der Arbeiterschaft ist. Kommt dann noch eine verfehlte Streikparole, wie die des polnischen Bergarbeiterverbandes, dann ist das Fiasko fertig und die Folgen sind leicht erkennbar. Darum hätte man sich in der Arbeitsgemeinschaft überlegen sollen, ob man der Streikparole in den Rücken fällt.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Taktik, die die polnischen Klassenkampfgewerkschaften begonnen haben, indem sie zunächst aus der Arbeitsgemeinschaft heraustraten, dann den Proteststreik ohne Verständigung mit den anderen Gewerkschaftsrichtungen ausriefen, viel zur Schwächung der Position der Arbeitsgemeinschaft beitragen mußte. Und man muß sagen, daß sich wiederum in der Arbeitsgemeinschaft niemand gefunden hat, der der Lage gewachsen war und noch in letzter Stunde einlenkte, um eine einheitliche Aktion durchzuführen. Die Solidarität, die jetzt in einem Aufruf der Arbeitsgemeinschaft im Bergbau zum Ausdruck kommt, ändert doch nichts mehr an der Tatsache, daß die Arbeitgeber auf den sogenannten Kampfeswillen pfeifen und einzelne Bergwerke sogar froh wären, wenn der Streik während der Sommermonate sich auswirkt. Wollte man wirklich einen Kampf im Bergbau gegen die Provokation der Arbeitgeber, so war aber auch der Monat März der letzte, wo ein Streik mit Erfolg beendet werden konnte. Heute von Streik zu sprechen, heißt Illusionen nachjagen, Dinge zu beginnen, die von vornherein verloren sind. Wir sagen dies hier mit großem Bedauern aus, aber wir möchten nicht Erwartungen aussprechen, die jetzt, nach der gänzlich verfahrenen Lage aussichtslos sind. Daß es so gekommen ist, ist Schuld der Arbeitsgemeinschaft, sie hat sich in keiner Beziehung als fähig erwiesen, Lohnbewegungen mit gutem Erfolg zu leiten. Das sprechen wir aus, zumal auch unsere Gewerkschaftskollegen dort sitzen und leider keine andere Taktik anwenden, als die althergebrachte Abwarten — Schiedsspruch — und dann nimmt Kollegen das, was die Arbeitgeber uns geben, mehr war nicht zu erlangen! Gewiß, selbst hätten die Arbeitgeber auch das nicht zugestanden, wenn es die Arbeitsgemeinschaft nicht gefordert hätte. Aber dazu unterhält man keine Gewerkschaftsorganisation, daß sie sich ihre Taktik von den Arbeitgebern aufzwingen läßt.

Nun liegt die Entscheidung in der Hand der Regierung. Niemand wird erwarten, daß die Bergarbeiter hier ein größeres Zugeständnis erhalten werden. Sprach man zunächst von einer Lohnerhöhung von 30 Prozent, so sind es im Laufe der Zeit nur noch 6 Prozent geworden und man wird vielleicht gnädig sein und 8 oder 10 Prozent „unter dem Druck“ der Regierung gewährend. Damit es nicht zu hoch geht, haben diesmal die Arbeitgeber rundweg erklärt, daß sie leider nichts zu geben vermögen, sie sind wieder einmal „am Ende ihrer finanziellen Kraft“, bis sie wieder in ihren Bilanzen mehrere Millionen Dividende austeilen werden. Aber das nur nebenbei. Es ist an der Zeit, daß die gewerkschaftliche Arbeitsgemeinschaft nach ihrem wiederholten Fiasko ihre Taktik ändert und wenn sie schon Lohnverhandlungen einleitet, dann die Situation überprüft und auch vor einem Streik nicht zurückscheut, aber nicht durch große Worte und schöne Gesten, sondern in der festen Absicht, damit die Notlage der Arbeiterschaft zu beheben. —ll.

Wandlungen der Sozialpolitik

Von Reichsarbeitsminister Rudolf Wissel.

In früherer Zeit galt als feststehender Lehrsatz, daß hoher Lohn gleichbedeutend sei mit geringer Arbeitsleistung, und man meinte, daß die Leute um so weniger arbeiteten, je besser es ihnen gehe. Diese Auffassung hat sich vereinzelt bis in unsere Zeit erhalten, obwohl schon von der Mitte des 18. Jahrhunderts erstmalig bei Adam Smith sich die Anschauung zur Geltung brachte, daß hoher Lohn mit hoher Arbeitsleistung verbunden sei. Adam Smith begründete das nicht nur psychologisch und physiologisch, sondern auch aus der Erfahrung. Des ungeachtet meinte jedoch noch im Jahre 1876 der preußische Handelsminister Achenbach in einem Erlaß an die Oberbergämter vom 28. März, daß in der Ermäßigung der Arbeitsgedinge ein Hebel zur Steigerung der Arbeitsleistungen zu finden sei.

Sehr bald ergab sich das Falsche dieser Meinung, und seitdem ist es wohl Gemeingut jedenfalls der Wissenschaft geworden, daß zwischen der Besserung der Arbeitsbedingungen und der Lebenshaltung auf der einen Seite und der Arbeitsleistung, beziehungsweise dem Produktionsergebnis, auf der anderen Seite die engsten Beziehungen bestehen.

Freilich sind heute diese Zusammenhänge nicht mehr so unmittelbar und leicht ersichtlich als vor einem oder zwei Menschenalter. Damals waren die Arbeitszeiten noch so lang, die Löhne noch so niedrig, daß Verkürzungen der Arbeitszeit oder Besserungen der Lebenshaltung sich deutlicher in dem einzelnen Leistungsergebnis bemerkbar machen konnten. Inzwischen sind die Wirkungen mehr unmittelbar und weniger augenfällig geworden. Die Arbeitszeiten sind niedriger, die Lebenshaltung hat sich gehoben. Zudem hat die steigende Mechanisierung des Produktionsprozesses dazu geführt, daß der einzelne Arbeiter weniger als früher imstande ist, seinerseits das Produktionsergebnis ausschlaggebend zu beeinflussen. Der Gang der Maschine wird zwar zunächst in gewissem Umfang auf die Leistungsfähigkeit des bedienenden Arbeiters abgestellt, bleibt aber im weiteren Fortgang des Prozesses meist unverändert, ganz gleich, ob die Leistungsfähigkeit mit dem einmal eingeschlagenen Tempo Schritt hält. Oft wird sich in der Annahme, daß der die Maschine bedienende Arbeiter sich auf sie eingespielt habe, noch gesteigert. Die Folge ist vielfach ein übermäßig schneller Verschleiß der menschlichen Arbeitskraft. Dem kann durch entsprechende Gestaltung von Arbeitszeit und Arbeitslohn bis zu einem gewissen Grad entgegengewirkt werden. Ruhe und Erholung, ausreichende Lebenshaltung bringen wenigstens teilweise einen Ersatz der Kräfte.

Entsprechend den Wandlungen in den Produktionsmethoden besteht die Wirkung der Lohn- und Arbeitszeitpolitik also heute weniger als früher darin, daß sie auch die einzelne Arbeitsleistung sichtbar steigert, als darin, daß sie Leistungsfähigkeit überhaupt beeinflußt, Arbeitskraft und Arbeitsfähigkeit länger erhält, Krankheiten verhindert, körperlicher und geistiger Schädigung entgegenwirkt. Diese Erfolge lassen sich weniger leicht direkt feststellen, sind aber nicht minder wichtig. Ihre wirtschaftspolitische Bedeutung ist kaum geringer als ihre sozialpolitische.

Auf fast allen Gebieten der Sozialpolitik bestehen derartige mittelbare Beziehungen zur Arbeitsleistung. Selbst auf solchen, an die man bei der Erörterung dieser Beziehungen nicht so ohne weiteres denkt. Ich erwähne nur die Wohnungspolitik. Es kann doch wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß dichte Belegung der Wohnung als Folge eines Wohnungsmangels die Leistungsfähigkeit der Wohnungsinhaber beeinträchtigt. Die Wohnungszählung des Reiches vom Mai 1927 ergab, daß in Deutschland mindestens ¾ Millionen Haushaltungen und Familien keine eigene Wohnung besitzen. Zwar steht nicht genau fest, wie diese Wohnungen im einzelnen belegt sind, das aber wurde festgestellt, daß von den Wohnungen mit 1 Raum (einschließlich Küche) jede 20. auch noch mit Untermietern besetzt ist, von den Wohnungen mit 2 Räumen jede 11., von denen mit 3 Räumen jede 6. Bei einer großen Anzahl von 1 bis 2-räumigen Wohnungen (immer einschließlich Küche) besteht dieser Untermieter gar in einer ganzen Familie. Daß derartige Verhältnisse von tiefgreifender Bedeutung für die Leistungsfähigkeit des ganzen Volkes sind, bedarf kaum weiterer Erläuterung. Darum ist die Förderung des Wohnungsbaues, um hier eine Besserung eintreten zu lassen — ganz abgesehen von den hohen sittlichen und kulturellen Werten, die sie auslöst — eine eminent produktive Tat.

Während in früherer Zeit die Sozialpolitik sich in Fürsorgemaßnahmen engster Art erschöpfte, spannt sie heute ihren Rahmen weiter. Sie sucht ihren Einfluß auf die Gütererzeugung zu erweitern, um durch Steigerung dieser nicht nur eine relative, sondern auch eine absolute Besserung der Lebensverhältnisse der breiten Massen herbeizuführen. Sie ist also der Wirtschaftspolitik, der diese Aufgabe besonders obliegt, nähergerückt. Während diese das Problem der Produktivitätssteigerung in erster Linie bei den sachlichen Produktionsfaktoren, wie Maschinen und Werkzeugen, anfaßt, bei dem also, was wir als technische Rationalisierung zu bezeichnen pflegen, geht die Sozialpolitik von der Leistungssteigerung des persönlichen Produktionsfaktors, der menschlichen Arbeitskraft aus. So bemüht sie sich mit Hilfe wissenschaftlicher Forschung (Arbeitspsychologie, Arbeitsphisiologie) die Eignung des einzelnen Menschen für bestimmte Berufe oder Teilarbeiten festzustellen und die Ergebnisse durch Berufs- und Arbeitsberatung der Praxis nutzbar zu machen. So fördert sie Ermüdungsstudien und versucht die Handhabung von Maschinen und Werkzeugen derart zu gestalten, daß der höchste Nutzeffekt dabei erzielt wird. Diese ist zu dieser Unterstützung auch durchaus bereit; sie hat erkannt, welch wichtige Rolle eine richtige Produktionspolitik für die gesamte Lage der breiten Massen spielt. Die Arbeitnehmer stimmen z. B. der Rationalisierung grundsätzlich zu, fordern allerdings einen Anteil an den Ergebnissen. Darüber besteht auch kaum ein grundsätzlicher Gegensatz bei den Unternehmern. Doch, wenn es sich um das Maß dieses Anteils handelt, tritt ein Gegensatz oft anscheinend unüberbrückbarer Art in die Erscheinung. So ist er auch in der Bewertung des inneren und äußeren Absatzmarktes, von eigener Kapitalbildung und von Auslandsanleihen für die Wirtschaft.

Es ist heute noch schwer, diesen Gegensatz zu überbrücken. Wissenschaftliche Methoden und Untersuchungen gewährleisten nicht ohne weiteres eine richtige wirtschafts- oder sozialpolitische Entscheidung. So wenig sie zu entbehren sind, so nötig ist auch das Fingerspitzengefühl, das bei sozialpolitischen Entscheidungen zwischen sozialen und wirtschaftlichen Notwendigkeiten die richtige Mitte findet!

Forderungen des französischen Gewerkschaftsbundes betreffend eine Reform der Arbeitsinspektion

Schon früher führte der französische Gewerkschaftsbund (C. G. T.) bei seinen angeschlossenen Organisationen eine Erhebung über die Wünschbarkeit der Ernennung von Arbeiterdelegierten bei der Arbeitsinspektion durch. Nun ist er dazu übergegangen, administrative Maßregeln zu befürworten, die den Wünschen der organisierten Arbeiter in der Praxis gerecht werden können. Es soll dabei den Besonderheiten in den verschiedenen Industrien speziell Rechnung getragen werden. So fordern die Metallarbeiter die Anwendung des Gesetzes betr. die Delegierten im Bergbau auf die Fabriken mit ununterbrochener Feuerung. Die Hafenarbeiter verlangen Delegierte in sämtlichen Häfen, unabhängig von ihrer Bedeutung. Der Oberste Arbeitsrat hat bereits im vergangenen Jahre dem Wunsch Ausdruck gegeben, daß in den gefährlichen und ungesunden Industrien Arbeiterdelegierte für die Hygiene und die Sicherheit ernannt werden sollen. Wird diese Reform tatsächlich durchgeführt, so würde Frankreich neben Deutschland zu den wenigen Ländern gehören, die das Prinzip der Arbeiterdelegierten bei der Arbeitsinspektion in großem Maßstabe zur Anwendung bringen.

Abgesehen von den oben genannten Reformen strebt die C. G. T. auch nach einer völligen Reorganisation der Arbeitsinspektion im allgemeinen. Ihre diesbezüglichen Forderungen können wie folgt zusammengefaßt werden: Ausschaltung der regionalen Inspektoren und Erweiterung der Vollmachten der Departements-Inspektoren, womit vermieden werden soll, daß die regionalen Inspektoren — wie dies zurzeit noch vielfach der Fall ist — die Gesetze nach ihren persönlichen Auffassungen interpretieren und sich so in Gegensatz zu den Inspektoren anderer Regionen setzen. Die Arbeiterorganisationen verlangen, daß die regionalen Inspektoren vom Arbeitsministerium zurückberufen werden und im Ministerium unter der Kontrolle der Arbeitsdirektion ein beratendes Komitee bilden, das zu Händen der Departements-Inspektoren Instruktionen auszuarbeiten hat. Ferner sollen sie Inspektionsreisen in allen Departementen unternehmen, ohne einer bestimmten Region zugeteilt zu sein. Diesen beratenden Komitee sollen Vertreter der Arbeiter- und Unternehmerorganisationen beigeordnet werden.

Der 26. Kongreß des belgischen Gewerkschaftsbundes

Vom 2. bis einschließlich 4. Juli d. Js., hielt der belgische Gewerkschaftsbund in Brüssel seine zweijährige Tagung ab, die im vollen Sinne des Wortes eine Arbeitstagung genannt werden kann. Der Gewohnheit gemäß, wurde an erster Stelle der Tätigkeitsbericht behandelt. Wie der Generalsekretär Kamerad Mertens in seinem Referat zur Besprechung des Berichtes nochmals näher darlegte, waren die Jahre 1926 und 1927 für die belgische Arbeiterklasse äußerst schwierige Jahre, eine Periode, die als eine solche schneller Steigung der Kosten des Lebensunterhaltes, auch infolge der Stabilisierung, gekennzeichnet werden muß. Wenn die Mitgliederzahl trotz dieser besonders ungünstigen Umstände von 552.094 am 31. Dezember 1925 auf 530.575 am 31. Dezember 1927 oder etwa um 4 Prozent zurückgegangen

ist, dann kann man darin nur einen Beweis für den durchaus gesunden Charakter der belgischen Gewerkschaftsbewegung erblicken. Von Mertens wurde in seiner Darlegung weiter auf die Angriffe des Arbeitgebertums gegen den Achtstundentag und auf die Bemühungen, das Ansehen der Gewerkschaftsbewegung selbst zu untergraben, aufmerksam gemacht. Weiter konnte er mit Genugtuung auf das gute Einvernehmen zwischen der Landeszentrale und der belgischen Arbeiterpartei verweisen. Der Bericht wurde schließlich, nachdem einige Bemerkungen gemacht waren, ebenso wie der finanzielle Bericht einstimmig genehmigt.

Von Kamerad Bondas, dem Sekretär des Gewerkschaftsbundes, wurde eine ausführliche Rede über das Programm des Gewerkschaftsbundes gehalten. Sehr genau untersuchte er die Ursachen, denen zufolge in den verflossenen Jahren so wenig erreicht werden konnte. Wenn trotz Reaktion die Arbeiterklasse im allgemeinen ihre Position zu behaupten vermochte, dann sei zu Unzufriedenheit oder Pessimismus keine Veranlassung. Das von Bondas behandelte Programm umfaßt Forderungen u. a. auf dem Gebiet der sozialen Versicherung, der Familienzulagen, des Urlaubs, der Arbeitsaufsicht, der Durchführung der internationalen Arbeitsübereinkommen und der Nationalisierung. Hinsichtlich einer Anzahl Gegenstände sind die Wünsche schon teilweise erfüllt, aber es kann und muß noch weit mehr geschehen. So beispielsweise bezüglich der Arbeitsaufsicht. Außer in den Gruben besteht in keiner anderen Industrie das System der Arbeiter-Inspektoren. Obwohl dadurch die Zahl der Unfälle an sich, nicht sofort abnehmen würde, ist doch die allgemeinere Einführung dieses Systems erwünscht. Hinsichtlich des Problems der Rationalisierung ließ sich der Referent dahingehend aus, daß ein größerer Nutzeffekt im Betriebsleben erwünscht sei und, daß es nicht auf dem Wege der Arbeiterklasse liege, sich dagegen zu sträuben. Die Vorteile der Rationalisierung dürfen jedoch nicht allein dem Unternehmer zugute kommen. Es sei noch ein anderer Grund vorhanden, um die Rationalisierung nicht zu bekämpfen: Belgien müsse mit anderen Ländern konkurrieren können; würde sich Belgien nicht an der Rationalisierung beteiligen, dann würde es wirtschaftlich unwiderruflich die verhängnisvollen Folgen dieser Haltung verspüren. Nachdem durch Liebars Sneider) noch gebeten wurde, in das Programm auch einen Punkt aufzunehmen, worin auf die durchaus der Verbesserung bedürftige Lage der Heimarbeit aufmerksam gemacht wird, wurde das Programm nach ausführlicher Diskussion gegen nur eine Stimme angenommen. Ebenfalls einstimmig fand eine Entschließung Annahme, worin dem vom J. G. B., der Sozialistischen Arbeiter-Internationale und der Sozialistischen Arbeiter-Jugend-Internationale aufgestellten Jugendschutzprogramm, von dem eine Anzahl Punkte in Belgien bereits verwirklicht sind, zugestimmt wird.

Das Bureau des belgischen Gewerkschaftsbundes wurde ohne Gegenkandidaten wiedergewählt.

Im Auftrage des J. G. B. nahm Kamerad Jouhaux an der Tagung teil.



Kattowitz — Welle 422.

Sonntag. 10.15: Uebertragung des Gottesdienstes. 12: Berichte. 16.20: Vorträge. 17: Uebertragung aus Krakau. 18.50: Vortrag. 20.15: Abendkonzert, übertragen aus Warschau. 22: Berichte. 22.30: Tanzmusik.

Montag. 16,40: Berichte. 17: Kinderstunde. 17.25: Vortrag. 18: Tanzmusik. 19,30: Vortrag. 20,05: Französische Lektüre. 20,30: Konzertübertragung von Prag, anschließend die Abendberichte.

Posen Welle 344.8.

Sonntag. 10.15: Uebertragung des Gottesdienstes aus Wilna. 12: Zeitzeichen. 17: Sinfoniekonzert, übertragen aus Warschau. 18,30: Berichte für die Jugend. 18,50: Vorträge. 20,15: Heiterer Abend, anschl. die Abendberichte und Tanzmusik.

Montag. 13: Zeitzeichen und Schallplattenkonzert. 17,35: Vortrag. 18: Unterhaltungskonzert. 19,35: Vortrag. 20,30: Internationaler Konzertabend. 22: Zeitzeichen und die Abendberichte.

Warschau — Welle 1111,1.

Sonntag. 10,15: Uebertragung des Gottesdienstes aus Wilna. 12: Zeitzeichen und die Mittagsberichte. 16: Vorträge. 17: Volkstümliches Konzert der Warschauer Philharmonie. 18.30: Verschiedenes. 18,50: Vortrag in der Abteilung Geschichte. 20,15: Volkstümliches Konzert der Warschauer Philharmonie, anschl. die Abendberichte. 22,30: Tanzmusik.

Montag. 12: Schallplattenkonzert. 13: Berichte. 17: Kinderstunde. 17,25: Vortrag. 18: Unterhaltungskonzert, übertragen aus Wilna. 19,30: Französischer Sprachunterricht. 19,55: Verschiedene Berichte. 20,30: Internationaler Konzertabend, übertragen von Warschau auf Prag, Berlin und Vienne, anschließend die letzten Abendberichte.

Gleiwitz Welle 329,7. Breslau Welle 322,6.

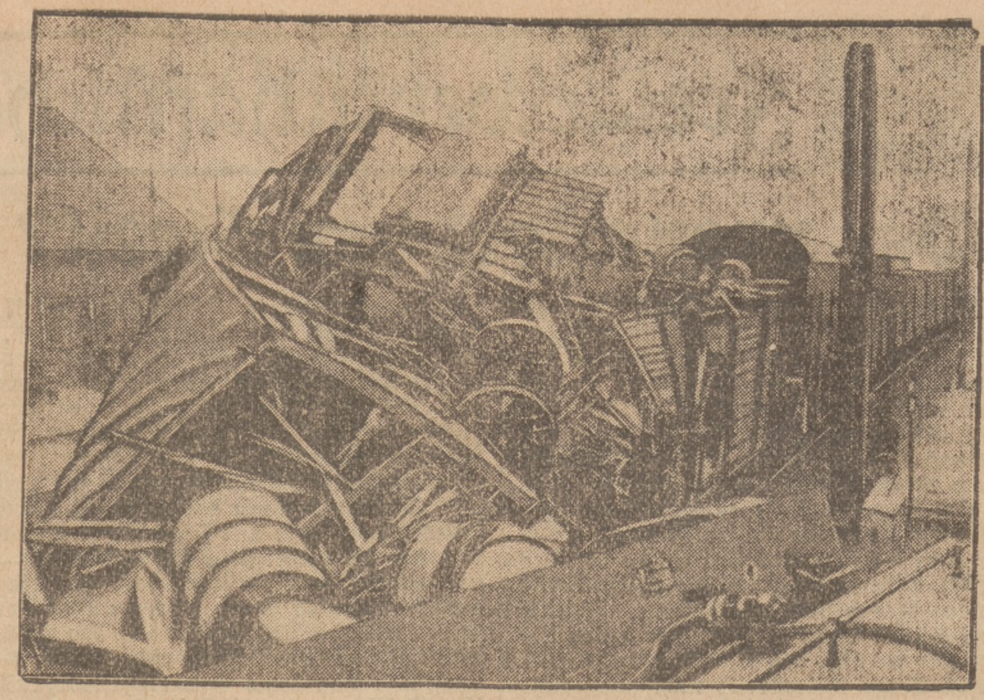
Allgemeine Tageseinteilung.

11.15: (Nur Wochentags) Wetterbericht, Wasserstände der Oder und Tagesnachrichten. 12.20—12.55: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten.*) 12.55 bis 13.06: Nauener Zeitzeichen. 13.06: (nur Sonntags) Mittagsberichte. 13.30: Zeitansage, Wetterbericht, Wirtschafts- und Tagesnachrichten. 13.45—14.35: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten und Funkwerbung.*) 15.20—15.35: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht und Pressenachrichten (außer Sonntags). 17.00: Zweiter landwirtschaftlicher Preisbericht (außer Sonnabends und Sonntags). 19.20: Wetterbericht. 22.00: Zeitansage, Wetterbericht, neueste Pressenachrichten, Funkwerbung*) und Sportfunk. 22.30—24.00: Tanzmusik (ein- bis zweimal in der Woche).

*) Außerhalb des Programms der Schlesischen Funkstunde A.-G.

Sonntag, den 5. August. 8,45: Uebertragung des Glockengeläuts der Christuskirche. — 11 Uhr: Katholische Morgenfeier. 12 Uhr: Uebertragung aus Gleiwitz: Tschechische Violinmusik. 14: Zehn Minuten für den Kleingärtner. — 14,10: Englische Lektüre. — 14,35: Schachfunk. — 15—15,30: Märchenstunde. — 15,30—15,55: Stunde des Landwirts. — 16: Uebertragung von der Rennbahn Breslau-Hartlieb des Schlesischen Vereins für Pferdezucht und Pferderennen. — 17—19: Uebertragung aus der Terrassengaststätte aus der Jahrhunderthalle: Gartenkonzert des Vereins ehem. Kameraden des Inf.-Regts. 51. — 19,20: 2. Wetterbericht. — 19,25—19,50: Abt. Welt und Wanderung. 19,50—20,15: Geschichten aus dem Eulengebirge. — 20,15: Olympia-Sonderdienst der Schlesischen Funkstunde. — 20,30: Schlesische Heimat. 1. Zu Philo vom Walde's 70. Geburtstage. 2. Fröhlicher Ausklang. — 22: Die Abendberichte und Olympia-Sonderdienst der Schlesischen Funkstunde. — 22,30—24: Uebertragung aus dem Kaffee „Goldene Krone", Breslau: Tanzmusik.

Montag, den 6. August. 11,15: Olympia-Sonderdienst der Schlesischen Funkstunde. — 16,30—18: Unterhaltungskonzert. — 18—18,25: Uebertragung aus Gleiwitz: Abt. Heimatkunde. — 18,30—18,55: Stunde der Technik. — 19,25—19,50: Abt. Welt und Wanderung. — 19,50—20,15: Die Uebersicht. Berichte über Kunst und Literatur. — 20,15: Olympia-Sonderdienst der Schlesischen Funkstunde. — 20,30: Sinfoniekonzert. Werke von Franz Schubert. — 22: Die Abendberichte. Olympia-Sonderdienst der Schlesischen Funkstunde und Berichte des Deutschen Landwirtschaftsrats.



Die Eisenbahnkatastrophe in Bayern

Die Unglücksstätte bei Dinkelscherben, wo durch den Zusammenstoß eines Personenzuges mit einem Güterzug 22 Personen getötet und über 30 schwer verletzt wurden.

Versammlungskalender

Mitgliederversammlungen des Bergarbeiterverbandes.

Zahlstelle Zalenze, am 5. August, vormittags 9½ Uhr, bei Golczyk.

Zahlstelle Neudorf, am 5. August, vormittags 9½ Uhr, bei Goretzki.

Zahlstelle Nickischschacht, am 5. August, vorm. 9½ Uhr. Referenten werden erscheinen.

Kattowitz. Die dem Ortskartell der freien Gewerkschaften Katowice angeschlossenen Verbände wie: Buchdrucker, Maschinisten und Heizer, Transportarbeiter, Zimmerer usw. **werden gebeten, ihre Kartellbeiträge für das 2. Quartal** 28 **an die Kartellkasse abzuführen, da in kürzester Zeit die Abrechnung mit dem Bezirk zu erfolgen hat. Der Kartellkassierer.**

Kattowitz. Freidenker. Sonntag, 5. August, nachm. 3 Uhr, findet im Zentralhotel, Saal, die fällige Mitgliederversammlung statt. Gäste, durch Mitglieder eingeführt, willkommen.

Kattowitz. Freie Turner. Unsere Abfahrtszeiten zum Sportfest nach Bielitz sind: Sonnabend, 4. August, 11.35 und 14.25, und Sonntag früh nach Belieben der Teilnehmer. Genossen, erscheint in Massen! Turnkleidung nicht vergessen.

Siemianowitz. Freidenkerverein. Am Sonntag, den 5. August 1928, findet vormittag 10 Uhr eine Generalversammlung bei Kosdon, früher Reichmann, Teichstraße statt. Gäste, durch Mitglieder eingeführt, willkommen.

Königshütte. Ortsausschuß. Am Sonntag, 5. August, nachmittags 3 Uhr, findet im Volkshause (Dom Ludowy), Krol. Huta, ein Gewerkschaftsfest der dem Ortsausschuß Krol. Huta angeschlossenen Gewerkschaften, statt. Sämtliche dem Ortsausschuß angeschlossenen Gewerkschaftler werden dazu eingeladen. Der Vorstand.

Hohenlinde. Freidenker. Am Sonntag, den 5. August, vormittags 9½ Uhr, findet im Lokal des Herrn Brachmainski, in Hubertushütte, eine Mitgliederversammlung statt. Referent erscheint. Auf der Tagesordnung wichtige Punkte. Der Vorstand.

Kostuchna. Arbeitergesangverein „Freie Sänger". Am Sonnabend, 4. August, abends 7 Uhr, veranstaltet obiger Verein einen Sommernachtsball. Die werten Gönner, ebenso Gewerkschafts- und Parteimitglieder werden gebeten, den Verein zu unterstützen. Ebenso laden wir auch Mitglieder auswärtiger Vereine des Arbeitersängerbundes ein.

Ober-Lazisk. Sonntag, den 5. August, vorm. 10 Uhr, Parteiversammlung der D. S. A. P., bei Mucha. Referent erscheint.